

**Abonnementpreis 7**  
**Titel.**  
**Dein**  
 Redaktion und  
 Verlag, H. Neßler  
 Telephone:  
 Sagenredaktion:  
 26793, 31400  
 Nachredaktion: 26792.  
 Postfachamt: 57544.

# Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei  
 in der Tschechoslowakischen Republik.

**Bezugsbedingungen:**  
 Bei Zustellung ins Haus oder  
 bei Bezug durch die Post:  
 monatlich . . . . . 16.—  
 vierteljährlich . . . . . 48.—  
 halbjährig . . . . . 96.—  
 ganzjährig . . . . . 192.—

Rückstellung von Manu-  
 skripten erfolgt nur bei Ein-  
 sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme  
 des Montags täglich.

Inserate werden laut Tarif  
 billig berechnet. Bei öfteren  
 Aufträgen besondere Preisnachlässe.

7. Jahrgang.

Sonntag, 25. Dezember 1927.

Nr. 302.

## Der Stern in deiner Brust . . .

Volk der Fabriken, Volk der Not,  
 Dein Christkind schreit nach Milch und Brot.  
 Dein Christkind liegt im ärmsten Schoß  
 Und wird mit deiner Sehnsucht groß.

Du Stadt der Härte, Stadt der Hast,  
 Die uns mit Eisenhänden faßt.  
 Dein Christbaum steigt aus grellem Schein  
 In deiner Wirbelpläze schrein.

Volk der Fabriken, Volk der Kraft,  
 Das Wunder über Wunder schafft . . .  
 Dir steigt der Stern aus deiner Brust,  
 Wirfst du dir deiner tief bewußt.

Volk der Fabriken, Volk der Zeit,  
 Die wild und herrisch nach dir schreit,  
 Dein Christkind wächst der großen Stadt,  
 Die sich in dir entfesselt hat.

Du Stadt der Arbeit, Stadt der Qual . . .  
 Die Botschaft steigt aus Stein und Stahl  
 Und singt sich den Erlöserfang  
 In dunkler Massen Überschwang.

Volk der Fabriken, Volk der Tat,  
 Du selber stehst am Zeitenrad  
 Und mußt dir selbst Erlöser sein . . .  
 Dann wird der Weltenheiland dein.

Bruno Schönlank.



## Weihnachtsbotschaft und Wirklichkeit.

Die wunderfame Weihnachtsbotschaft vom  
 „Frieden auf Erden“ und „den Menschen ein  
 Wohlgefallen“ mochte in früheren Zeiten  
 leichter Glauben finden, das heutige Geschlecht  
 bringt ihr steigenden Zweifel entgegen, denn zu  
 hart und bitter sind seine Erfahrungen, zu un-  
 geheuer das Leid, das es in den furchtbaren  
 Kriegsjahren ertragen mußte, als daß es noch  
 an einen aus außerweltlichen Sphären stam-  
 menden Menschenfriedensglauben könnte. Es  
 lernt immer stärker erkennen, daß es nicht  
 Hilfe und Erlösung aus einer anderen Welt  
 erwarten, daß nicht Hoffen und Wünschen und  
 Glauben das Schicksal der Menschheit wenden  
 kann, sondern der Menschen eigener Wille und  
 Kraft.

Dennoch werden die Pharisäer auch heuer  
 wieder salbungsvoll und mit frommem Augen-  
 aufschlag das Weihnachtswunder preisen und  
 den Frieden auf Erden kündigen. An keinem  
 Tage im Jahre ist die Heuchelei der traditi-  
 onellen Phrase ärger, der Gegensatz zwischen  
 dem Wort und der Wirklichkeit größer als an  
 dem Tage, da die Weihnachtslieder den Fried-  
 en einläuten und die oft sehr irdischgeformten  
 Diener der Kirche die „Botschaft des Engels“  
 verkünden. Friede den Menschen! Seit vielen  
 Jahrhunderten verheißen, blieb die Segens-  
 formel doch stets unerfüllt. Wenn zu Weih-  
 nachten in die Herzen vieler Menschen Freude  
 einzieht, dann nicht, weil sie glauben, der  
 Friede werde auf Erden herniederkommen,  
 wenn die Menschen „guten Willens“ sind, son-  
 dern weil sie sich auf Ausruhen und Ausspan-  
 nen, auf einige frohe Stunden im Familien-  
 kreise, auf die Freuden des Schenkens und  
 Empfanges freuen, doch den Frieden auf  
 Erden erwarten sie nicht als ein Geschenk  
 überirdischer Mächte, sondern als Ergebnis  
 eines zähen, unermüdbaren Kampfes. Das  
 Leben, die Wirklichkeit sind in der  
 kapitalistischen Gesellschaftsord-  
 nung auf Kampf und nicht auf  
 Frieden gestimmt.

Durch die Geschichte der Menschheit zieht  
 eine blutige Kette von Kriegen. Den Turm-

gläuben, die alljährlich den Frieden einläuten  
 zum Trotz. Wie oft wurden sogar im Namen  
 dessen, der zu Nazareth der Menschheit die  
 Lehre von der Liebe verkündete, die Völker  
 zur Schlachtbank getrieben! Wurden nicht auch  
 während des letzten und entsetztesten aller  
 Kriege von vielen derjenigen, die die Religion  
 der Liebe zu predigen berufen sind, die Waffen  
 des Kriegsmordens gesegnet, jener selben  
 Waffen, die namenloses Unheil über die  
 gesamte Menschheit brachten? Und wie noch  
 stets wenn nach Ledum und Hochamt die Di-  
 plomaten und Generale einen Friedenspakt  
 schließen, so siegelten sie ihn auch nach dem  
 Weltkrieg mit dem Schwertknauf, folgten ihrem  
 Nachgefühle und dachten nicht im entferntesten  
 daran, dem blutigen Ringen einen wirklichen  
 und dauernden Frieden folgen zu lassen. Heute,  
 neun Jahre nach dem Bestimmen der Stano-  
 nen und der Beendigung des Grauens, starrt  
 die Welt drohender und furchtbarer in Waffen  
 als vor dem Kriege, der doch, wie verheißen  
 wurde, zur Befreiung vor den Gefahren des  
 Militarismus geführt wurde. Wenn die kapita-  
 listische Welt nicht vor dem Geipenst der Re-  
 volution bangen würde, sie hätte längst schon  
 die Menschheit in einen neuen Krieg gestürzt.  
 Wohl wird von Abrüstung geredet und auf  
 Konferenzen ihre Notwendigkeit und Nütz-  
 lichkeit gepriesen, indessen aber wird fieberhaft  
 weitergerüstet und zur „Befriedung“ Euro-  
 pas ist noch ein weiter Weg. Noch immer  
 bedeutet der Zustand, in dem sich  
 Europa befindet, die Fortsetzung  
 des Krieges mit anderen Mitteln.  
 Neid, Eifersucht und kapitalistische Gier  
 verhindern es, daß der Wirtschaftskrieg  
 zwischen den Staaten aufhöre, daß die  
 Wirtschaftspolitik die verhängnisvollen Bah-  
 nen des staatlichen Egoismus verlasse und ein-  
 einheitlicher Wirtschaftswille die Staaten zu-  
 sammenfasse. Neun Jahre nach dem Kriege und  
 noch immer leiden die Menschen unter seinen  
 Fernwirkungen. Wenn sich auch die wirtschaft-  
 liche Weltkonjunktur in den letzten Monaten  
 gebessert hat, so sind Löhne und Lebensver-

hältnisse der Arbeiter andauernd so niedrige  
 und elende, daß die Weihnachtsbotschaft ihnen  
 nichts zu sagen vermag.

Die Brutalität und Selbstsucht, des wie-  
 dererstarnten übermächtigen Kapitalismus hat  
 die Arbeiterklasse verelendet und  
 sucht ihr, auch bei uns, ihre soziale Er-  
 rungenschaften streitig zu ma-  
 chen. Das seinem Ende entgegengehende Jahr  
 hat die Vertreter der Besitzklassen, darunter die  
 Vertreter der Partei derselben Kirche, die den  
 Friedensgehalt des Christentums ungefährlich  
 hat, an der Arbeit gesehen. Sie waren nur  
 eines „guten Willens“: das  
 „Wohlgefallen der Mächtigen  
 und der Bedrückten des arbeiten-  
 den Volkes zu erringen. Wie Honig-  
 seim wird manchem von ihnen die Weihnachts-  
 botschaft von den Lippen fließen und doch  
 haben sie alles getan, um den Frieden, um  
 Freude und Glück aus den Häuten der Armen  
 zu verjagen. Sie haben den Geist und den  
 Körper des Militarismus sorgsam gepflegt,  
 doch die Schwachen und Zerbrechlichen, für die  
 nach der Völkerversehung der Heiland sein Leben hin-  
 gab, in noch größeres Elend gestoßen. In der  
 Theorie lehren sie: „. . . Unser täglich Brot  
 gib uns heute!“ aber in der Praxis haben  
 sie dazu beigetragen, den Armen und Elenden  
 das Brot zu verteuern. Diesen helfend zur  
 Seite zu stehen und sie vor den erbarmungs-  
 losen Wirtschaftsmächten zu schützen, dazu haben  
 sie keinen Finger gerührt, nichts auch getan,  
 um denen, die einsam frierend und hungernd  
 in Gefahr sind, den Glauben an das Erdenglück  
 zu retten. Im Gegenteil, ihren Weg neben  
 die Tränen der von ihnen getäuschten und be-  
 trogenen Armen.

Frieden, Erdenglück, Freude  
 — in der heutigen Ausbeutungs-  
 ordnung kann sie den arbeitenden  
 Menschen nicht zuteil werden.  
 Die glückverheißende Weihnachtsbotschaft kann  
 erst in einer neuen, vernünftiger und mens-  
 chlicher organisierten Gesellschaft in Erfüllung  
 gehen. Es kann keinen Frieden geben in den

Herzen der Menschen, solange Entrechtung,  
 Unterdrückung und Ausbeutung die Welt  
 beherrschen und Reichtum der einen sich  
 aufbaut auf der Not der großen Masse. Wer  
 eine bessere Zukunft der Menschheit vorbe-  
 reiten helfen will, darf nicht auf das Wunder  
 hoffen, er muß selber Hand anlegen  
 an das Werk, an dem heute schon Millio-  
 nen bauen und schaffen. Kein noch so schönes  
 und hochtönendes Volk kann die Probleme  
 meistern, die auf die Lösung warten. Die  
 Weihnachtslegende ernst nehmen und nach ihr  
 zu handeln, das bedeutet, nicht in Fatalismus  
 zu verfallen und irgend welchen Schicksalsmäch-  
 ten die Gestaltung der Gegenwart und Zu-  
 kunft zu überlassen, das bedeutet, Soldat  
 zu werden in der großen und wach-  
 senden Armee des sozialistischen  
 Proletariats, sich einzugliedern in die  
 Reihen der Kämpfer gegen Unterdrückung und  
 Ungerechtigkeit. Hier gilt es „guten Willens“  
 zu sein. Friede auf Erden! Erst der Sozialis-  
 mus kann ihn bringen und dauernd verankern!  
 Um den Gipfel des Menschentums zu erklim-  
 men, der aus der weihnachtlichen Friedens-  
 botschaft zu uns spricht, heißt es Mühen auf  
 sich nehmen und durch Kämpfe sich den Weg zu  
 bahnen. Nicht fromme Botschaften und leichtes  
 Friedensgeschwätz können uns erlösen, sondern  
 es gilt, den Zwang der Notwendigkeit zu er-  
 kennen, nach ihm zu handeln und sich zum  
 Kampf um eine bessere Welt zu vereinen.

Fröhliche Weihnachten! Für  
 Millionen hat dieser Wunsch heute einen lee-  
 ren Klang und ist Hohn auf die Dürftig-  
 keit und Gedrücktheit ihres Lebens. Der Weih-  
 nachtsfrieden — er ist für die meisten nur eine  
 Sehnsucht. Die Suchenden und Irrenden,  
 die Einsamen und Verstoßenen — an sie geht  
 eine Botschaft, die Botschaft des Sozialismus!  
 Daß sie Wirklichkeit werde, daß neues, frohes  
 Leben auf dieser Erde erblühe, laßt uns, die  
 Enterbten der heutigen Weltordnung, einig zu-  
 sammenstehen, dann wird sich die Weihnachts-  
 lunde erfüllen, die Nacht wird Tag, Not und  
 Armut werden aus der Welt gebannt werden!

# Der Weihnachtsbaum der Republik, wie der Bürgerblod ihn aufputzt.

Um durch die Abgabe eines fünfzig Hellerstückes den Gewinnern von Millionen vor der Deffentlichkeit den Schein und vor dem eigenen Gewissen die Beruhigung zu geben, sie hätten für das allgemeine Wohl ein Opfer gebracht, stellt man allerorten mächtige, elektrisch beleuchtete Christbäume auf. „Weihnachtsbäume der Republik“; vielleicht ist ihr vornehmster Zweck auch der, den Vielen, die am Weihnachtsabend ohne Obdach, ohne Kleid, ohne Geschenk bleiben, Gelegenheit zu geben, einen richtigen Weihnachtsbaum ganz aus der Nähe ansehen zu können. Ja, wenn Anderens Mädchen mit den Streichhölzchen, in unseren Städten hundertgestaltig durch die Christnacht wandernd, einen Weihnachtsbaum sehen wollte, es brauchte nicht ihren fiebernden Phantasien mit Schwefelhölzchen nachhelfen, es hätte Baum und Licht und spärliche Wärme Duzender Glühlämpchen vor sich und neben dem Weihnachtsbaum der Republik könnte es ruhig erfrieren. Jedenfalls also ein sinniger Brauch, derlei Bäume mitten in die Großstadt zu pflanzen!

Aber wir wüßten einen besseren! Köppler, die wir nun einmal sind, geben wir uns mit den schönen Weihnachtsbäumen, die so wohlthätigen Zwecken dienen, nicht zufrieden, möchten einen andern, größeren Weihnachtsbaum zum Anschau'n und zur Belehrung aufgestellt sehen. Wir vermessen, kurz gesagt, den Weihnachtsbaum der Republik, den der Bürgerblod dem Volke beschert hat, auf gepußt mit allen Gaben, die eine hochwohlwollende Regierung ihren Untertanen spendet. Und da man diesen Baum nicht aufgestellt hat — der Platz vor dem Parlament wäre zu empfehlen — wollen wir uns wenigstens ausmalen, wie er aussehen müßte!

Damit wir nichts auslassen, wollen wir schon der Reihe nach die Gaben auf dem Baume visitieren. Vom Vorjahr ist noch Einiges übriggeblieben; wie das schon beim Christbaum schmuck zu sein pflegt, das Glaszeug, die dauerhaften Sachen aus Pappe und Marzipan, die hebt man ja immer wieder auf, sie machen den Kindern stets von neuem Freude. Auch unsere Bürgerparteien haben auf lange Sicht vorgesorgt und in den Böllern uns ein Geschenk gemacht, das wir dauernd genießen sollen. Erst in diesem Jahre hat es sich so richtig ausgewirkt, langsam aber sicher sind die Preise gestiegen, ist das bißchen Leben uns immer teurer zu stehen gekommen. Auf dem Weihnachtsbaum stellen wir uns das so vor, daß von jedem Artikel, der mit einem Koll belegt wurde, ein Päckchen aufgehängt wird, das den Koll und erhöhten Preis als Aufschrift trägt. Das wäre doch ein herrliches buntes Bild! Wehl, Korn, Weizen, Fett, Butter, Fleisch aller Art, Fische, Kartoffeln, Kunstdünger, Futtermittel, Automobile, Motoren, Wilder und was der vielfeitige Kolltarif sonst noch aufzählt! Das fällt, will man alles zeigen, den Weihnachtsbaum allein. Weil aber zugleich mit den Böllern dem Volke die Kongrua beschert wurde, verdient dieses 40 Millionen-Präsent auch hier angedeutet zu werden. Wie wäre es mit feinsten Pfäfflein aus Lebkuchen oder Marzipan, die ihre dreißig Silberlinge Mann für Mann im Sack tragen? Die Frau Köchin, die doch auch ihr Teil an der erhöhten Kongrua hat, könnte natürlich zur Seite des geistlichen Herrn erscheinen. Zu jedem richtigen Christbaum gehört ein Krampus; in Erinnerung der Koll-Kongrua-Debatten wäre es sinnig, den Parlamentspräsidenten Mohnpeter mit einigen seiner strammen Vorfeln von Parlamentswählern unter die Kollpaketchen und Kongruamänner zu hängen.

Schwieriger ist es, der Steuerreform auf dem Weihnachtsbaum der Republik gehend zu gedenken. Vielleicht könnte man sich mit ein paar biblischen Szenen, wie man sie ja, aus Papiermodus fein säuberlich geformt und geformt, als Christbaum schmuck zu kaufen bekommt, behelfen. Etwa die drei Könige aus dem Morgenlande, die für ihre Geschenke die Umsatzsteuer entrichten, die Apostel, arme Fischer, denen man die Steuer von Lohn abzieht, einige wohlhabende Phariseer, die dafür Steuererleichterungen und Nachlässe bekommen! Wir wollen nicht erst reden von der Hochzeit zu Kanaa, wo für den verwandelten Wein natürlich Wertwachsgebabe, aber wahrlich nicht noch einige andere Gebühren zu zahlen wären, denn das ist ja schließlich ganz in der Ordnung. Interessanter wäre schon die Anspeisung der 5000 am See Genesareth, bei der nicht nur der Koll, sondern auch die indirekten Steuern zu verrechnen wären. Als Abschluß würde zu dieser Bilderreihe die Austreibung der Wechslar aus dem Tempel sehr gut wirken, nur glauben wir, daß der Herr Justizminister den Heiland konfiszieren ließe — und am

Christbaum wenigstens wollen wir keine weißen Kleben haben.

Aber jetzt, Kinder, kommt was Feines! Der Küstungsfonds; den hat sich Vater Staat was kosten lassen, da ist nicht gespart und geknaufert worden. Nun wir haben's ja, die Zudersteuer, die Umsatzsteuer, die Spiritussteuer, die Zölle, die Tabakregie, ihr wißt ja, was wir alles verdienen; da kann man schon ein paar Kanonen kaufen. Fabelhaft nimmt sich das am Christbaum aus, Flammenwerfer, feine harmlosen Sternchenwerfer, Tanks, Kanonen, Gewehre, neue Säbel für die Herren Offiziere, Minenwerfer, für 315 Millionen! Und nächstes Jahr dürfen wir wieder soviel verwenden, es ist alles im voraus bewilligt worden. Weil wir gerade beim Militär sind, hängen wir halt die Wehrgesetze auch gleich auf. Schöne Bänder haben wir da „18 Monate sollst Du dienen“, Soldaten sehen wir bei der Übung, im Manöver, in der Kaserne, wie sie die Köpfe mit Schuhwische putzen, die Herren Rotmistri, wie sie die Strafen einheben und die Beiträge zum Fensteranstreichen; eine

ierte Abstimmungsmaschine, ein Märchenbuch „Von der Gemeinde, die sich das neue Finanzgesetz gewünscht hat“, Polizisten aus Bärenzuder, Herr Minister Spina als Totengräber, Handseifen, Maulkörbe, große Rostfiste, paketweise für Zensoren, ein großer Säckel für die Strofen, neue Gefängnisse für politische Gefangene, Musterexemplare von konfisziierten Zeitungen (zum Weiterverkauf, ganz unbedrucktes Papier), Rosenkränze für Beamte und allerhand Kram, den wir gar nicht unterbringen. Nur einige Zensoren wollen wir noch anbinden, damit die Reihe voll wird.

Heitere Figuren gibt es in Fülle, aber wir wollen sie lieber nicht nennen, nur auf den parlamentarischen Watschmann wollen wir aufmerksam machen, der ziert die Galerie ganz besonders. Jetzt kommen die großen Geschenke, ob die der Baum noch aushält? Ganze Restgüter sind da und etliche Beutel mit klingender Münze, vor allem aber Kohleneinfuhrscheine und große Knädel, die hätte man wenigstens vergolden sollen, damit sie wie Äpfel ausschauen.

Es sind noch mehr Pakete da, aber die mögen für das nächste Jahr bleiben, zum Beispiel Hodzas berühmten Zauberkasten mit der „Schulautonomie“, die Sozialversicherung, das Paket Mieterschutz;

## Erster internationaler Kongreß in der Tschechoslowakei: 28. und 29. Jänner in Braa.

Die Vorstände der sozialdemokratischen Arbeiterparteien in der Tschechoslowakischen Republik (der Tschechoslowakischen, Deutschen, Polnischen und Karpathorussischen) berufen für den 28. und 29. Jänner 1928 nach Prag-Žmizhow, Národní nám., den

### Ersten Kongreß der sozialdemokratischen Arbeiterparteien in der Tschechoslowakischen Republik mit folgendem Programm ein:

1. Eröffnung des Kongresses;
2. Wahl des Präsidiums;
3. Wahl der Kommissionen:  
a) der Mandatsprüfungs-  
b) der Antragskommission;
4. Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und die Aufgaben der Arbeiterklasse;
5. Der Kampf um die Sozialversicherung;
6. Die sozialpolitische Gesetzgebung und die Angriffe der Reaktion;
7. Verschiedenes.

Zur Teilnahme an dem Kongreß sind berechtigt Delegierte und Mitglieder der Parteiververtretung der sozialdemokratischen Arbeiterparteien. Die Parlamentarier, so weit sie nicht diesen Korporationen angehören, haben das Recht, mit beratender Stimme an dem Kongreß teilzunehmen. Die Wahl der Delegierten erfolgt auf Grund der Weisungen, die an die Organisationsorgane ergehen. Jeder Delegierte hat sich mit einem mit der Stampiglie der delegierenden Organisation versehenen Mandat auszuweisen. Die Namen der Delegierten sind längstens bis zum 15. Jänner 1928 an das zuständige Parteisekretariat bekanntzugeben, damit die Zustellung der Legitimation rechtzeitig erfolgen kann.

fröhliche Gruppe ist aber auch da, das sind die Söhne der Großbauern, die nach wenigen Monaten schon heimdürfen, weil sie zur Landwehr gehören. In diese Abteilung gehört auch der Gajda, den wir uns in voller Uniform, mit allen Orden wünschen. Udrzal hoch zu Ross, mit ausgepöbeltem Schnurrbart, eine schöne Kreuzung zwischen Zizka und Kaiser Wilhelm, dürfte hier nicht fehlen.

So geht es nicht weiter, es ist eine verfluchte Arbeit, einen Baum herzurichten, wenn sich die Gaben so häufen. Allein das Soldatenzeug könnte den Baum bis zur Spitze füllen, wir müssen uns einschränken. Nehmen wir also einmal die Kleinigkeiten vor, die sich da finden: hier wäre ein Galgen, hier ein kleiner Wohlthäter — den hängen wir samt seinem Handwerkszeug neben den Herrn Justizminister. Hier hätten wir einige Schwarzhemden, sie sind zwar sehr speckig, aber auf dem Weihnachtsbaum des Bürgerblods darf keine Schweinerei fehlen, hier sind einige Scherzpakete „Für die Altverleugner“ (Sie werden lachen, es ist ein Drecksack!) „Heilfonds der Staatsbeamten“ (Sie haben ihn dafür bekommen, daß sie immer wieder „Heil“ riefen, wenn ein bürgerlicher Redner auftrat, nun haben sie den Quark!), alte Eisenbahnwagen vom Herrn Rajman, die lassen wir liegen, er will das Perkel so eh verkaufen, ein Pöckel Salz und ein paar Zigaretten vom Herrn Finanzminister, sie lassen sich auszeichnen unter den übrigen Festgaben, der ganze Christbaum ist überhaupt Erste Qualität!

Nun kommt noch ein ganz großes Paket dran: Verwaltungsgesetzreform. Das sind wieder entzündende Sachen: kleine Bezirksnoidas Rendrefel in aller Größe, niedliche Regierungsmamelucken und geschickt konstru-

lassen wir die nur liegen, es ist gerade genug für die Wähler, was bereits auf dem Baume hängt. Ob wir den Kramaf oder den Scheila an die Spitze geben sollen, werden wir noch entscheiden. Schön sieht der Baum aus, schwarz und grün, daß es eine Freude ist.

Ja, so könnte der Weihnachtsbaum der Republik wirklich aussehen! Und es wäre ein heilsamer Anblick für die Wähler, einmal alle Präzente beisammen zu sehen, die ihnen der Bürgerblod beschert hat! Es fehlt nur noch das Bild jenes gar nicht darzustellenden abgrundtiefer Kontrastes zwischen einer Welt der Ausbeuter und Schieber und jener anderen der Hungern, Frierenden, mit allen Skorpionen des Elendes Gepeinigten, die auch in dieser Christnacht mit dem Fluche gezeichnet sind, der sie ein ganzes langes Leben verfolgt. Weihnacht in einer Welt, die sich christlich nennt, Weihnacht in einem Staate, der von skleralen, „christlichsozialen“ Parteien mitregiert wird, wieviel Elend birgt Du unter dem schwarzen Mantel dieser Nacht, die eine Nacht der Liebe, der Veröhnung, der Freude sein soll! Keine Träne hat dieser Bürgerblod getrocknet, kein Peid gemildert, keine Last erleichtert. Neues Leid hat er gebracht, neue Schmerzen bereitet neue Lasten auf die Schultern des verfluchten Volkes gehäuft.

Seht den Gabenbaum des Bürgerblods an, wie er im Geiste vor euch stehen muß, wenn ihr die zwei Jahre bürgerlich-christlicher Herrschaft überdenkt! Seht den Weihnachtsbaum der Republik, wie ihn die Büroerregierung für euch bereitet hat! Seht und erkennt eure Aufgabe, dann wird dieser Weihnachtsbaum zum Besen werden, mit dem ihr den Bürgerblod hinwegfegt und seine Sachwalter zu allen Teufeln jagt!

## Hohe Löhne und Volkswirtschaft.

Die Zeit der Deflation, des Steigens der tschechoslowakischen Krone, haben die Unternehmer dieses Landes zu einer ausgiebigen Senkung der Arbeiterlöhne benützt, Wirtschaftskrise und Zersplitterung der Arbeiterklasse haben damals die Widerstandskraft der Gewerkschaften gelähmt, so daß heute die Arbeiter der Tschechoslowakei zu den schlechtest-bezahlten der entwickelten Industrieländer zählen. So betrug 1926 der Reallohn eines Eislers in den Vereinigten Staaten 201, in Berlin 100, in der Tschechoslowakei 89. Geradezu niederschmetternd ist eine jüngst von der Zentralsozialversicherungsausschuss veröffentlichte Statistik, aus der hervorgeht, daß 10 Prozent der versicherten Arbeiter nicht mehr als 36 Kč wöchentlich verdienen, 44 Prozent, also fast die Hälfte aller versicherten Arbeiter in der Tschechoslowakei, verdienen nicht mehr als 84 Kč in der Woche und nur 13 Prozent der Arbeiter erreichen einen steuerabzugsfähigen Lohn von 193 Kč oder mehr. Fast neun Zehntel aller Arbeiter des Landes verdienen nicht einmal das, was selbst die Bürgerregierung als das Existenzminimum legalisiert hat, von dem Steuern gezahlt werden müssen. Der Durchschnittslohn des unfallversicherten Arbeiters ist in Böhmen von 1921 bis 1924 von 9600 Kč auf 8100 Kč zurückgegangen. Ein Vergleich des jetzigen Lohnes mit dem der Vorkriegszeit fällt durchaus zuungunsten der Lohnempfänger aus. Vor dem Kriege schätzte man den Anteil des Lohnes am gesamten Volkseinkommen auf 28 bis 30 Prozent, heute dürfte dieser Anteil nur etwa 20 Prozent betragen. (Das Volkseinkommen in der Tschechoslowakei wird auf 60 Milliarden, das Lohnesinkommen auf 12 Milliarden geschätzt.) Selbst der bürgerliche Wirtschaftstatistiker Dr. Uhlir, der seit geraumer Zeit die Wirtschaftspolitik der Büroerregierung unterstützt, gelangt zu dem Schlusse, daß der tschechoslowakische Arbeiter schlechter als der reichsdeutsche lebt, nicht zu reden von seinem englischen oder amerikanischen Arbeitskollegen.

Die Erhöhung der Lebenshaltung der tschechoslowakischen Arbeiterschaft ist im Interesse des sozialen und kulturellen Aufstieges des Proletariats dieses Landes unbedingt geboten. Die Konjunktur des eben zu Ende gehenden Jahres hat wohl hier und dort zu mäßigen Lohnerhöhungen geführt, die aber kaum dazu ausreichten, einen Ausgleich der durch die Lebensmittelpreise herbeigeführten Teuerung zu schaffen. Aber die Erhöhung der Arbeiterlöhne und Anstellungsgehälter ist nicht nur ein soziales Erfordernis, sondern auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Unter den Rationalisierungen neigen sich von Tag zu Tag die Stimmen, daß die wirtschaftliche Blüte eines Landes mit niedrigen Löhnen unvereinbar sei und daß hohe Löhne vorbedingung der Belebung jeder Volkswirtschaft sind.

Man hört immer wieder, daß hohe Löhne hohe Preise zur Folge haben und daß die Gesamtheit der arbeitenden Klasse von einer allgemeinen Lohnerrhöhung keinen Vorteil habe, daß die Arbeiter nach einer Lohnerrhöhung mit dem höheren Geldlohn nur dieselben Bedürfnisse befriedigen können wie vorher. Dieser Auffassung ist schon Marx entgegengetreten und später Nationalökonom, wie Lujo Brentano, haben Marxs Erkenntnis durch neue Einzelfälle bestätigt. Zuletzt ist die oben angeführte Vulaar-meinung in einer von der Heidelberger Universität preisgekrönten Schrift systematisch widerlegt worden\*).

Die Erhöhung der Löhne geht vorwiegend auf Kosten des Unternehmerkonsums und des Unternehmergewinnns. Im ersteren Falle werden insbesondere die Luxusbedürfnisse des Unternehmers eingeschränkt werden müssen. „Der Unternehmer wird sich in Zukunft nur ein Privatauto halten, wenn er früher deren drei hatte; die alljährliche Voreise nach der See wird auf vier Wochen reduziert werden, wenn sie sonst acht Wochen dauerte. Vielleicht wird auch der Einkauf von Kostbarkeiten, Schmuckstücken r. s. f. in Zukunft reduziert werden. Nicht nur in sehr geringem Maße eingeschränkt werden bestimmt die dringlichen Lebensbedürfnisse des Unternehmers und seine Familie: der Lebensmittelaufwand, das Wohnungs- und Kleiderbedürfnis.“ In diesem Falle bedeutet also Lohnerrhöhung Einschränkung des Luxuskonsums, Erweiterung des Bedarfskonsums, Abwanderung der Arbeiter aus der Luxusindustrie in die Massenindustrie. Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter, Belebung der Wirtschaft.

Die Lohnerrhöhung kann auch auf Kosten des Unternehmergewinnns erfolgen. Tritt dies ein, dann kann das Kapital nicht so viel wie früher akkumulieren, d. h. es wird weniger Geld in neuen Produktionsmitteln angelegt. Die Folge ist geringere Beschäftigung in der Erzeugung von Produktionsmitteln, aber — infolge der Lohnerrhöhung — stärkere Beschäftigung in der Erzeugung von Konsumgütern. Wenn nun behauptet wird, daß dies eine Ausdehnung

\* Karl Massar: Die volkswirtschaftliche Funktion hoher Löhne Berlin 1927 Verlagsanstalt des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes.

der Produktion, ein Wachstum der Industrie verhindern, so mag dem entgegengehalten werden, daß eine übermäßige Ausdehnung der Produktionsmittelindustrie gerade jetzt nicht von Vorteil wäre, weil eine übergroße Ausdehnung in der Sphäre der Produktionsmittelindustrie zu schweren Krisen führen und daß eine solche Ausdehnung nur bei entsprechender Ausdehnung des Konsums erfolgen kann, was eben durch eine Lohnerhöhung bewirkt wird. (Daß übrigens die Akkumulation des Kapitals durch hohe Löhne nicht gemindert wird, zeigt das Beispiel Amerikas, das bei hohen Löhnen der ganzen Welt Geld borgt.)

Eine ganz besondere Bedeutung kommt aber hohen Löhnen im Ablauf von Konjunktur und Krise zu. In der Zeit der Konjunktur steigen die Preise, wodurch die Gefahr entsteht, daß die Nachfrage abgeschwächt und der Sturz in die Depression herbeigeführt wird. Die Erhöhung der Löhne in der Zeit der Konjunktur aber belebt die Nachfrage und schiebt die Krise hinaus. Hohe Löhne sind also ein Mittel, um die Zeit guten Geschäftsganges zu verlängern. Wenn nun diese hohen Löhne im Augenblick des Eintretens der Krise nicht herabgesetzt werden, dann kann auch die Nachfrage nicht so sehr abbrechen und die Krise wird abgemildert. So sind hohe Löhne auch ein Mittel, um die Krise abzuschwächen und abzukürzen, das Rahen der nächsten Konjunktur zu beschleunigen. So kann der neueste Lohntheoretiker mit Recht sagen: „Hohe Löhne bewirken — zumal die Wirtschaftgebiete heute größtenteils mit Lohnempfängern bevölkert sind — erhöhten Absatz und flüssige Wirtschaftsgebarung, sie reißen die Wirtschaft heraus aus Schläppheit und Erschöpfung, geben der Konjunktur neue Mittel und spannen die hinter der Produktion stehenden Kräfte an. Niedrige Löhne sind gleichbedeutend mit Stöckung in der Produktion und wirtschaftlichem Stillstand. Die Geschichte beweist, daß diejenigen Länder, deren Arbeiterschaft hohe Löhne bezieht, die wohlhabenderen, moralisch und intellektuell höherstehenden und technisch vorgeschritteneren sind.“

Daß diese Meinung nicht bloße Theorie, sondern blühende Wirklichkeit ist, zeigt der Aufschwung der amerikanischen Wirtschaft in den letzten Jahren. Der Stundenlohn ist dort 1926 gegenüber 1913 um 150 Prozent, der Wochenlohn um 133 Prozent gestiegen. Da die Steigerung der Lebenshaltungskosten in dieser Zeit nur 75 Prozent beträgt, kann man von einer Steigerung des Reallohnes um 33 bis 43 Prozent sprechen. „Das amerikanische Wirtschaftswunder“ strahlt alle Behauptungen von der volkswirtschaftlichen Nützlichkeit niedriger Löhne und langer Arbeitszeit Lügen und läßt alle Unternehmer, die solches glauben, als Stümper erscheinen. Während aber in anderen Ländern die Erkenntnis von dem Nutzen hoher Löhne für das gesamte Wirtschaftsleben auch in Unternehmerkreisen an Boden gewinnt — erinnert sei nur an die vielen Ankerungen Jords in Amerika und die jüngsten Darlegungen des Generaldirektors Sacher in Deutschland — meinen die tschechoslowakischen Unternehmer und ihre Direktoren besonders schau vorzugehen, wenn sie am Lohne der Arbeiter knüpfen. Darum muß die Arbeiterschaft mit aller Kraft, einig und geschlossen, den Kampf um höhere Löhne führen, denn die niedrigen Löhne in der Tschechoslowakei könnten dazu führen, daß die noch heute herrschende gute Konjunktur bald abbricht und einer verheerenden Wirtschaftskrise Platz macht.

E. Z.

# Die Halben.

Von Rudolf Kloby.

Friedrich Adler hatte den Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh erschossen. Diese Nachricht drang nach Mährisch-Ostau und Adlers Schuß erklang dort im tausendfachen Echo in allen Gruben und Stahlwerken. Der Schuß war ein Signal, der so manchen Arbeiter aufstachelte, der bis jetzt in Resignation die Verbläulung durch den militarisierten Kapitalismus ruhig hingenommen hatte. Auch den Arbeiter Chalupa, einen Sozialisten, welcher, statt mit den anderen in Schänken zu kaufen, Bücher las und über Probleme grübelte. Er war Autodidakt, lernte orthographisch schreiben, rechnen und Geographie, sein Wissensdrang trieb ihn aber immer weiter an. Als er wegen einer Gefinnung strafweise aus dem neuen Zuchthaus in das alte verlegt wurde, dachte er an Friedrich Adler im Wiener Prozeß. Der Präsident des Gerichtshofes warf Adler vor: „Weißt du, daß Sie die alten Klagen nicht geschont und an Ihre eigene Familie nicht gedacht haben?“ Da antwortete Friedrich Adler: „Solche Gedanken konnten doch meine Hand von der Tat nicht abhalten. Wo steht es denn geschrieben, daß historische Taten nur von Kindern geleistet werden können?“ Während Chalupa dies in der Zeitung las, rief ihn immer bestiger eine eigentümliche Erregung hin, als ob Friedrich Adlers Gestalt hinter ihm stünde und mit einer hochgehaltenen Lanze in die zersplitterte Zeitung hineinleuchtete. Er sah vor sich den getretenen Arbeiter von Witkowitz und gleichzeitig Adlers Revolver. Er hörte die heldenhaften Worte, die Friedrich Adler allen Bedrückten ins Anlied schlug: „Meine Tat ist nicht die Tat eines Augenblides. Ich dachte lange Zeit über sie nach und bin im gleichen Maße schuldig, wie ein jeder Offizier, welcher im Kriege mordete, nicht mehr, nicht weniger.“ Als Chalupa sein kleines Töchterchen ansah, ging ihm plötzlich ein Licht auf: Es ist nicht wahr und kann nicht wahr sein, daß sich ein jeder verkaufen muß, um einen Bissen Brot für seine Kinder zu verdienen. Auch er hätte damals, als er vom Bergingenieur für sein „Rebellenamt“ gefaßt wurde, nicht nachgeben und sich widerlegen lassen. Es sagte ihm dies sein eigener scharfer Verstand und Friedrich Adler bestätigte es ihm, Friedrich Adler, „der Held, dessen Vater sein ganzes Vermögen für die Sache der Arbeiter aufgebraucht hatte.“

Friedrich Adlers Tat stellt die bedeutendste unter den jetzigen tschechischen Romanschriftstellerinnen Anna Maria Tiffchová in ihrem heuer erschienenen Roman „Halb“ („Die Halben“) als Antrieb zum Neuentwachen des Klassenbewußtseins unter den Mährisch-Ostauer Bergarbeitern dar. Mährisch-Ostau und Witkowitz in den Kriegsjahren: Die Arbeiter als Soldaten im „Kohlenkader“ frohnehmend, ihre Frauen alle Leiden und Entbehrungen durchkostend, ihre Töchter von Schiebern begewaltigt und die Herren der Gewerke im Luxus schwelgend. Mährisch-Ostau, dieses Gemisch des ungeliebten sozialen Elends an der leidenschaftlichen Grenzede dreier Nationen, ist der Ort der Handlung des Romans.

Anka Tichun, das vierzehnjährige vom Schieber Dominik vergewaltigte Kind, ist das Sinnbild des vom Großkapital militarisch unterjochten Ostauer Proletariats. Ihr seines Brüderchen, der „Antichrist“ Ernst, ein durch das Willen des Elends ganz verderbter Burche, ein echter Ostauer „Gadax“, ein Strizzi, der zu allem fähig ist. Der Vater Tichun, ein lammfrommer und stiller Bergmann, der sich statt mit Politik mit Kaninchenzucht befaßt, aber ein gelegentlicher Zäuser, der das Kreuzifix zerritt

und deshalb eingesperrt wird, um schließlich, da er einen Jüngling mit dem Messer bedroht, ohne viel Federlesens gehängt zu werden. Die Mutter Cäcilie Tichun, eine Dulerin, welche schon aus ihrer Kindheit weiß, wie schwer das Los einer Arbeiterfrau ist, die „Mavin eines Sklaven“, wie der Dichter Machar solche Frauen nennt. Andere Figuren: Die Gastwirtin Marfa Tomes, welche trübinnig und von einem großen Groll gegen die Herren erfaßt wird, als ihr vom Militär zurückgekehrter Sohn im Schachte erschlagen wird. Die alte Macháček, eine Klassenbewußte Sozialistin, welche sogar in der Anrede „Frau“ eine Beleidigung ihrer Person sieht, Versammlungen besucht und mit Arbeitern und Soldaten aufrührerische Reden führt. Ein sozialistischer Arbeiter mit einer Brille, dessen Vater von einem Gendarmen erschossen wurde. Der Schieber Dominik, ein verbrecherisches und allen Mädchen gefährliches Individuum, welches durch die Kriegsnöte reich wird. Der gerne dreinhauende österreichische Offizier Janatschek, der hochmütige Pfarrer Melichar, der schließlich aus Mähr.-Ostau verjagt werden muß. Der Generaldirektor Max Perus, ein echter Kapitalist, der die Arbeiter haßt und verachtet, seine Frau Irma, die Halbjudin und Halbchristin, genugsam tüchtig und verschwenderisch, mit dem Ingenieur Kleiner flirtend.

In den Eisenwerken, dieser modernen Hölle, ging der Keim der Revolte auf. Dort wurden hochverräterische Worte gesprochen, auf die Arrest und Galgen lauerten. Man erzählte sich, wie zu Pfingsten ein gewisser Hulla aus der Bräudenbauanstalt nur wegen eines Ausspruchs Franz Josef und Wilhelm hätten allein mit den anderen Potentaten raufen und nicht so viele Leute ins Elend stürzen sollen, in aller Stille gehängt und bei Nacht begraben wurde. Oder, daß „der alte Brocháska“ immer wie ein Wilder hergefloten kam, wenn Wilhelm, „die alte Fidelehaube“, auf ihn piffte, daß Karl ein gar arger Zaufbold ist und die Jita dem Wilhelm direkt in den Mund geschossen hätte. Man erinnerte sich auch, wie auf dem Hofe des Ostauer Gerichtes als erster der nationalsoziale Redakteur Kotek erschossen wurde und wie seine Geliebte, mit welcher er zwei Stunden vor seinem Tode sich trauen ließ, in Todesangst um das Gerichtsgelände herumlief. Ihm folgten viele nach, und die alte Sozialistin Macháček erfuhr es immer, wenn irgendein Soldat oder ein großmütiger Arbeiter aus Witkowitz ohne alle Untersuchung und ohne Pardon verschwinden mußten. Nachts holte man sie ab und sie kehrten nicht mehr in die Arbeit oder in die Stube zurück. Schließlich war das Maß des Volksgornes voll. Aus einer kleinen Ansammlung wurden ein Menschenauflauf, Demonstration, Plünderung und Aufruhr. Gendarmen und Militär schritten ein und viele Tote bedeckten den Boden, auch die unglückliche kleine Anka Tichun wurde erschossen.

„Warnung! Die zum Stande der I. I. Landsturm-Arbeiterabteilungen Nr. 2-10 des Mährisch-Ostauer Kohlenreviers gehörenden Personen unterliegen insolge ihres auf den Kriegsartikel gehörenden Eides dem § 142 des Militärstrafgesetzbuches, betreffend die Verletzung der Militär- und Standespflicht. Infolgedessen begründet eine jede Verweigerung oder Einstellung der Arbeit seitens dieser Personen das Verbrechen der Subordinationsverletzung, beziehungsweise des Aufruhrs. Diese Verbrechen können gegebenen Falles ohne vorherige Standrechtserklärung laut Bestimmung desselben mit der Todesstrafe durch Erschießen geahndet werden.“

Es wird daher ein jeder nachdrücklich vor Begehung dieser Verbrechen gewarnt! — Dieses Plakat war im Juli 1917 auf allen Straßen des Ostauer Kohlenreviers aufgestellt. Die Arbeiter sollten vor einem Streik eingewarnt werden. „Bittert, ihr armen Leute, wir haben unsere Henker!“ Das las das Volk aus diesen Plakaten heraus. Doch die Plakate machten die Stimmung noch kampflustiger. Die Arbeiter wußten schon, daß der Krieg nicht mehr gewonnen werden könne und auch die Diktation der Eisenwerke war sich nicht mehr des Sieges der Mittelmächte sicher. Sie griff daher zum Terror. Eine Arbeiterdeputation kam zum Generaldirektor Perus. Er stellte sich so, als ob er nicht wüßte, daß die Arbeiter höhere Löhne verlangten und fragte ironisch seinen Ingenieur Kleiner, ob man nicht „nach hohen russischen Mustern“ einen Arbeiterrat schaffen soll. Die Arbeiter, welche in einer ganz unmöglichen und naiven Weise ihre Forderungen stellten, warf Perus mit den Worten „Heraus! Ich gebe nichts! Ich mache nichts!“ zur Türe hinaus. Der Generalstreik sollte als Antwort darauf auf allen vierundzwanzig Schächten gleichzeitig ausbrechen, doch begann er unglücklichweise auf dem Louisenkader um einen Tag früher und war daher verloren. Das Militär umzingelte den Wald und fing die streikenden Arbeiter einen nach dem andern ein. Die Arbeiter mußten weiter schuften und ihr Jörn brach sich oft in Blünderungen Bahn.

Aber der Krieg leitete sich schon seinem Ende zu. Es war Oktober 1918, das österreichische Heer war an der Piave geschlagen und man wußte, daß das Habsburgerreich zertrümmert werde. Am 14. Oktober wollte der sozialistische Arbeiterrat in Prag schon die Republik proklamieren und tags darauf erschollen auch in Mährisch-Ostau die Rufe „Es lebe die sozialistische Republik!“ Der Deumarkt in Mährisch-Ostau war voll von Arbeitern und diese rufgeschwärmten Menschen aus allen Ostauer Schächten und Eisenwerken sangen Lieder, vor Freude jauchzend. „Mein Zusammenrotten! Auseinandergehen! Ihr schlesische Boga! Ihr Luder! Ihr Verräter! Marsch!“ riefen die Offiziere in die Menge hinein, welche als Antwort ironisch den Kadetymarsch ertönen ließ. Da rasselten Maschinengewehre und Lote und verwundete bedeckten den Boden. Doch alles war vergeblich. Die Verzweifelten wollten von ihrem Plage nicht weichen, insbesondere als von Odersurt her neue Scharen mit roten Fahnen herangerückt kamen. Nach zwei Stunden drängten die ungarischen Husaren und Maschinengewehre die Menge vom Plage weg. Weitere zwei Wochen verdrachten die Arbeiter in Hunger und Not. Eines Tages war wieder ganz Mährisch-Ostau auf den Beinen. Man erfuhr, daß tags zuvor in Prag der Umsturz sich vollzog. Die Behörden waren kopflos, das Militär machtlos. Der Generaldirektor Perus bat telephonisch um eine Audienz beim Nationalansicht und begab sich in das Rathaus, wo auch jene Arbeitervertreter saßen, die er einst hinausgeworfen hatte.

„Die Halben“ von Anna Maria Tiffchová sind der beste tschechische Arbeiterroman der letzten Zeit. Die Autorin hat es zwar unterlassen, das Eingreifen der Mährisch-Ostauer Arbeiterorganisationen, deren Tätigkeit im Kriege doch nicht ganz lahmgelegt war, zu schildern und ließ ihre Arbeiter impulsiv handeln, wahrscheinlich um die Begebenheiten dramatischer zu gestalten. Die Ausdrucksweise und Szenenschilderungen sind stark naturalistisch. Dieser Roman, welchen Tiffchová auf Grund eines eingehenden Studiums geschrieben hat, ist auch für die deutschen Arbeiter, welche die Stimmung unter der tschechischen Arbeiterschaft während des Krieges kennen lernen wollen, vom Interesse.

# Der falsche Prinz.

48 Leben und Abenteuer.

Von Harry Tomela.

Vor Vegas' „Te Deum“ blieb der Professor stehen. „Das ist ein Bildchen, ein Bildchen, sag ich Ihnen, einfach rührend...“ Vor Wehmüt zitterte seine Stimme. Auf dem Bilde war der Alte Fritz in der Kirche dargestellt, auf einem Sessel zusammengesunken, dem Te Deum laut schreiend, nach beendetem Siebenjährigem Kriege. „Sehen Sie hier, ein anderes Bild von ihm. Ich habe es schon hundertmal gemalt. Ja, Herr Baron, in Thüringen gibt's noch Königsirone Leute. Es macht meinem Herzen immer eine Freude, wenn ich einen neuen Auftrag darauf bekomme.“ — „So!“ sagte ich boshaft. „Dann müssen Sie's ja bald mit geschlossenen Augen malen können.“ Er schloß die paarmal und fing von etwas anderem an. „Eine Spezialität von mir ist, Herr Baron, Bilder von Verstorbenen zu malen. Wissen, Herr Baron, welche ein schönes Gefühl es für mich ist, für Angehörige einen lieben Verstorbenen auf der Leinwand zum Leben zu bringen.“ — „Darf ich mir da eine Frage erlauben?“ sagte ich. Er sah mich mißtrauisch an und schien dem Frieden nicht zu trauen. „Oh, bitte, Herr Baron...“ — Es muß doch eminent schwierig sein, den richtigen Gesichtston zu treffen. Nach einer Photographie läßt sich doch so etwas gar nicht feststellen, und eine bloße Beschreibung ist doch ziemlich ungenau. Für ein Lebensbild ist der richtige Gesichtston von größter Bedeutung.“ Er schien sehr geschmeichelt. „Herr Baron haben durchaus recht, doch dafür ist man eher Künstler. Aufschminktache...“ — „Das man eher Künstler. Aufschminktache...“ — „Das ist ja fabelhaft! Da könnte ja der Herr Professor einmal zeigen... Ich habe oben ein Bild von

einem früheren Kameraden... Möglich, daß ich davon ein Gemälde herstellen lasse... Herr Professor können es sich mal ansehen. Ich bin wirklich gespannt, ob Herr Professor die Farböne richtig treffen würden.“ Der Professor kratzte sich den krausen Bart und äußerte debot: „Falls Herr Baron das Bild hier haben, sehr gern.“ — „Fein! Herr Direktor?!“ Oben in meinem Zimmer befindet sich ein Bild in einem Metallrahmen. Vielleicht schiden Sie jemand nach oben, der es herunterbringt.“ — „Ich gehe selbst, Herr Baron.“ Es war einige Zeit vergangen, und der Direktor war noch immer nicht zurückgekehrt. „Lieber Portosei, sei so gut und sieh mal nach, wo der Direktor sich wohl befindet. Er wird wohl das Bild nicht finden können.“ Portosei verschwand. Nach einigen Minuten kam er mit dem Direktor zurück. „Ich zeigte dem Professor das Bild. Er rät, wie ich erwartet hatte, schwer daneben. Ich verabschiedete mich und wurde unter vielen Verengungen hinausbegleitet. Mann waren wir draußen, als Portosei mich am Jadedt zog und sich vor Lachen nicht halten konnte. „Du, Harry, weißt du, für wen man dich hier hält?“ — „Nein, für wen denn?“ — „Für Prinz Wilhelm von Preußen.“ — „Nach? Keine schlechten Wisse, mein Lieber.“ — „Doch! Doch! Ich komme nach oben... Da ist der Direktor mit dem Hausknecht dabei, ein großes Bild von der Wand zu nehmen. Ich sage: „Herr Direktor, hier, das kleine Bild auf dem Nachtsch. Diese Photographie!“ Da nimmt mich der Direktor am Kermel und sagt geheimnisvoll: „Nicht wahr, der Baron ist doch der Prinz Wilhelm von Preußen?“ — „Unfinn!“ pläke ich heraus, erkläre ihm, du seist ein Landsmann von mir, ein Balle, seiest mir seit Jahren bekannt. Das Leugnen habe jetzt keinen Zweck mehr, fährt er fort. Er wisse es besser, die Polizei habe für die nötige Aufklärung gesorgt, im Hotel sei es schon bekannt. Na, wie findest du das? Ist es nicht toll?“ Ich mußte laut lachen, legte jedoch der Angelegenheit vorläufig keine Bedeutung bei.

Nur war mir jetzt die aufmerksame Bedienung der letzten Tage verständlich. Hatte ich eine Zigarette anzünden wollen, gleich waren aus allen Ecken vier, fünf dienstbare Geister hervorgezogen, um mir Feuer anzubieten. Hatte ich in der Halle still für mich dagehessen, um mir das Geschiede und Getriebe der Hoteltreppe anzusehen, das mir stets einen Hauptspaß machte, hatte ich immer wieder die Augen sonndso vieler Listhops und Kleiner starr auf mich gerichtet gesehen. „Prinz Wilhelm von Preußen...“ lächerlich! Wenn ich meine Hotelrechnung bezahlt hatte, konnte ich froh sein, dem Rest meines Geldes nach Berlin zu kommen und dort noch eine Woche leben zu können. Ein Prinz ohne Mittel...! Unfinn! Und dennoch schmeichelte es mir, mit solchen Augen angesehen zu werden, zu erleben, wie alles vor mir in Ehrfurcht erstarrte. Ein paar Tage blieb ich noch in dem Hotel, um dieses Vergnügen, das meiner Eitelkeit schmeichelte, auszulösen. Dann wurde es mir doch zu langweilig. Was sollte ich noch in Ehrfurcht? Mein letztes Geld vertun, um hernach an die frische Luft gefeiert zu werden? Ich bezahlte und fuhr nach Berlin.

In Berlin kam ich auf dem Anhalter Bahnhof an, der mir aus der Zeit des Kiekes so gut bekannt war. Gegenüber lag der „Habsburger Hof“, von dem ich mehrfach in Potsdam gehört hatte und in dem die märkischen Adligen abzustiegen pflegten. Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück herunterkam, fand ich sie alle wieder, die mir wohl bekannten Typen der Prebow, Jizewig und Köderis. Da ich keine Lust hatte, ihre Gespräche über Lupinen und Serabella mit anzuhören, setzte ich mich allein an einen Tisch abseits. Um mich herum unterhielt sich alles laut und ungeniert: ohne Frage fühlten sie sich hier so ganz unter sich. Als ich gerade in die Lektüre der Morgenzeitung vertieft war, nahm ein junger Herr an meinem Tische Platz. Er mochte etwas älter als ich sein, schlank, blond mit klugem Gesicht. Seine knappe Kleidung und die Art

seines Sprechens verriet den Sohn aus adligem Hause. Wir kamen in ein Gespräch. Er machte dabei bald seinem Herzen Lust: er sei von seinem Vater zu verurteilt, in Hinterponnern zu verbauern. Es dauerte nicht lange, und wir beschloßen, einen Bummel zu machen. Wir unterhielten uns glänzend. Immer wieder kam mein Gespräch auf seinen Vater zu sprechen. „Wissen Sie, wenn man den guten Mann so morgens in Nudienstiefeln durch den Dred stapfen sieht und sich fragen muß, daß man nach dreißig Jahren ebenso 'a Mann ist, mit 'm Burgunderzinken und Zipperlein, dann möchte man sich am liebsten schon heut am Fensterkreuz aufhängen.“ Als wir an einer Bushandlung vorbeikamen, bitter er mich, ihm bei Ausuchen von Büchern behilflich zu sein. „Bei uns liest man nur die Eschstruth und die Heimburg, wenn's hoch kommt, Alexander Dumas und Dmpteda. Suchen Sie mir Tom etwas v...nünftiges aus, so etwas Lebendiges, Wirkliches.“ Er kaufte sich einige moderne Bücher, die ich ihm empfahl, und dann schlenderten wir weiter. Plötzlich rufte hinter uns eine Stimme: „Jochem! Jochem! Hans Joachim!“ Wir drehen uns um und sehen einen kleinen, forvulent n Herrn in schwerem schwarzem Pelz und Osterfragen hinter uns. „Deiwel noch mal!“ beginnt jetzt der ältere Herr. „Was machst du denn hier? Sieh mal den Schwereuoter an! Anstatt sich um die hinterponnerische Schweinezucht zu kümmern, promoviert der Herr Baron Unter den Linden!“ — „Vorstellung...“ — „Baron L...“ — „Baron Korff...“ — „Zu mir gewandt, sagt er: „Run, ich freu' mich, daß der Jung in bester Gesellschaft ist. Passen Sie nur gut auf ihn auf.“ Der junge Baron fragt jetzt: „Was machst du denn in Berlin?“ — „Regimentsabend! Regimentsabend...“ — „Grins' nicht so unverständigt, wenn ich dir sage, daß ich zum Regimentsabend hier bin!“

(Fortsetzung folgt.)

### Inland.

#### Zum dauernden Gedächtnis!

Die Abstimmung über das Budget warf ein überaus bezeichnendes Licht auf die nationale Verlässlichkeit der deutsch-aktivistischen Parteien. Seit neun Jahren führen alle deutschen Parteien berechtigte Klagen über die Vernachlässigung des deutschen Hochschulwesens, das im Verhältnis zu den tschechischen Hochschulen geradezu schmachvoll behandelt wird. Wichtige Institute der deutschen medizinischen Fakultät sind in elenden Baracken untergebracht; es fehlt an den wichtigsten und notwendigsten Lehrbehelfen. Während für die Fakultäten der tschechischen Universität prächtige, viele Millionen kostende Paläste errichtet werden, wogegen wir selbstverständlich nicht das geringste einwenden, müssen sich die deutschen Hochschulen mit minderwertigen, unhygienischen, den Lehrzweck geradezu sabotierenden Lokalitäten begnügen, ohne daß etwas geschieht, um diesen Zustand zu beseitigen.

Unsere Genossen haben nun im Parlament Anträge eingebracht, um wenigstens den unermittelten deutschen Hochschülern ein erträgliches Leben zu bereiten. Dabei handelt es sich um Beträge, die bei einem zehn-Milliarden-Budget überhaupt nicht ins Gewicht fallen und das Gleichgewicht derselben nicht im mindesten bedrohen.

Für diese Anträge stimmten die tschechischen Sozialdemokraten und die tschechischen Kommunisten, gegen dieselben die deutschen Agrarier, Christlichsozialen und Gewerbetreibenden.

Tschechen, allerdings tschechische Sozialisten, sind bereit, den deutschen Hochschülern zu geben, was sie brauchen, Deutsche, allerdings, reaktionäre Deutsche, verhindern dies.

Die Stimmen der deutschen aktivistischen Senatoren hätten genügt, um den Anträgen zur Annahme zu verhelfen. Sie sind schuld daran, wenn das Elend der deutschen Hochschüler unverändert fortbesteht.

Und das bezeichnendste ist, daß gegen die Verbesserung der Verhältnisse der deutschen Hochschüler die deutschen Hochschulprofessoren Dr. Spina, Dr. Mahr-Hartling und Dr. Hilgenreiner stimmten!

Und so etwas verrät die deutsche Wissenschaft geradezu berufsmäßig! Waren tschechische Hochschulprofessoren eines solchen Verrates an den Interessen ihres Volkes fähig?

Um den ganzen Umfang dieses schändlichen Verhaltens der Öffentlichkeit vor Augen zu führen, wollen wir nur einige Zahlen aus dem Budget der Hochschulen für das Jahr 1928 anführen: Das Präliminare für die tschechischen Hochschulen beträgt 85.510.619 K., jenes für die deutschen Hochschulen 30.137.905 K. Hier ist das Mißverhältnis mit Rücksicht auf die Bevölkerungszahl noch nicht so groß. Dagegen sind für Neubauten der tschechischen Hochschulen 17.328.426 Kronen veranschlagt, für jene der deutschen Hochschulen 2.027.153 K., also nicht einmal der achte Teil.

Nun machen jene Beträge, welche den deutschen Hochschülern nach den Anträgen unserer Genossen hätten zugewendet werden sollen, wenige Millionen Kronen aus, so daß auch bei Annahme aller dieser Anträge das Unrecht noch nicht gut gemacht gewesen wäre. Aber auch das war den deutschen Aktivisten zuviel!

Es zeigt sich, was uns niemals unklar war, daß es den deutschbürgerlichen Parteien mit ihrem Eintritt in die Regierung und der Teilnahme an der sogenannten Macht mehr um die Befriedigung ihrer Klasseninteressen und der persönlichen Interessen einzelner, niemals aber darum zu tun war, die Interessen des deutschen Volkes zu wahren. Der sogenannte „Aktivismus“ hat auf der ganzen Linie abgewirtschaftet. Daß sich deutschnationale und deutsche Nationalsozialisten gerade in diesem Augenblicke dem verendenden Aktivismus verschreiben, ist für diese Parteien ebenso bezeichnend, wie für den Aktivismus selbst.

#### Herr Spina hat's eilig!

Unter den ersten, die zu Weihnachten ihr Herz für das gesamte deutsche Volk entdecken, befindet sich diesmal Herr Minister Spina, der schon in der Samstagnummer der „Deutschen Landpost“ seinen symbiotischen Festsattel losließ. Das unsterbliche Verdienst der deutschen Regierungsparteien bringt deren Häuptling der Wählerschaft also in Erinnerung:

Während man früher zunächst eine Fiktion des Ausgleichs in Form eines Programmes anstrebte und an der unüberbrückbaren Verschiedenheit der programmatischen Einstellung scheiterte, sucht der Bund der Landwirte dem Ziele von der anderen Seite beizukommen, nämlich ausgehend von den gemeinsamen Bedürfnissen des Alltagslebens, von der Sicherung der den erwerbenden Ständen bedingten Nationen in gleicher Weise gemeinsamen Lebensinteressen.

Ja, sie haben sie wieder befriedigt, die „gemeinsamen Bedürfnisse“, nämlich die Profiteure der tschechischen und der deutschen Ausbeuterklasse! Kann man die Rücksichtnahme auf die „gemeinsamen Lebensbedürfnisse“ besser charakterisieren als durch den Hinweis auf die Verwaltungsreform, auf das Militärbudget, den Rüstungsfonds, die Angriffe auf Sozialversicherung und Mieterschutz die Untergrabung der Pressefreiheit? Was sagen die Arbeiter dazu, wenn der

## Das Christkind mit dem Revolver.

„Keine Milde“ für die Jüldemonstranten! — Aber ein Expresseur wird vom Prälaten Seipel begnadigt.

Der österreichische Bundespräsident — eine Puppe nur des Herrn Seipel, aber eine, der man selbst nach dem 15. Juli und nach dem Ordensregeln für die Schobergarde so etwas wie Mitleid und Last zugetraut hätte — hat 30 Verurteilte begnadigt; unter den Begnadigten ist keiner der „Juliberbrecher“, der Demonstranten gegen das Schandurteil im Schattendorfprozeß, aber unter den Begnadigten ist der europabekannteste Preßstrolch, Revolverjournalist und Expresseur Sander Weiß!

Das ist wahrhaft eine Weihnachtsannektion, die sich sehen lassen kann! Seit Monaten ruft die Sozialdemokratie, die Partei, hinter der zwei Drittel der Bevölkerung Wiens, fast die Hälfte der Bevölkerung Oesterreichs stehen, nach Amnestie für die Julgefangenen. Seit Monaten stimmen in den Ruf nach Amnestie Mütter des deutschen Auslandes, Wiener Künstler und Schriftsteller von Rußland, auch Menschen bürgerlicher Gesinnung, ein. Seit Wochen hat es Herr Seipel nach deutscher Gebühr. Alle Geschworenengprozesse gegen Jüldemonstranten endeten mit Freisprüchen. Die Wiener Geschworenen — und das es keinesfalls nur sozialdemokratische sind, hat das Schattendorf-Urteil gezeigt — geben demonstrativ ihre Stimmen für den Freispruch der politischen Angeklagten ab. Die Bevölkerung Wiens will keine Radikaljustiz, sie will nicht, daß zu den Blutopfern des 15. Juli noch Hunderte Opfer in den Kerker kommen. Die Bevölkerung Wiens lehnt Seipels Parole „Keine Milde“ ab, sie ist christlicher als der christliche Prälat.

Die Regierung Seipel verweigert die Amnestie für die Jüldemonstranten, die politische Gefangenen sind, deren größter Teil verurteilt wurde, weil er der schließenden Polizei „Pfl“ zurief. Aber das Kabinett des katholischen Prälaten

hat mit der Verweigerung der politischen Amnestie nicht genug, es muß das Volk von Wien reizen, es muß der Sozialdemokratie zeigen, wie vorkriegsfeindlich es ist. Darum hat es 30 Verurteilte amnestiert, und unter diesen 30 einen, den ganz Wien verachtet, nur die Führer der christlichsozialen Partei nicht, den Sander Weiß.

Als Redakteur des radikalen „Abend“ wurde Sander Weiß wegen Erpressung verurteilt. Die bürgerliche Presse Wiens, vor allem die christlichsozialen, goß damals das volle Maß geheuchelter Entrüstung über den Expresseur Weiß aus. Aber Sander Weiß verstand es, das Wohlgefallen der bürgerlichen Parteien zu erringen. Er trat in die Dienste der Regierungsparteien. Als erpöbter Expresseur fehrte er sein ganzes „Können“ gegen die Sozialdemokratie ein. Dafür, daß er die Sozialdemokratie durch Verleumdungen und Erpressungen belämpf, bekam er Strafausschub, Salongefängnis, bekommt er nun die Amnestie.

Man war von dem Sozialisten bürgerlicher Parteien viel gewohnt. Aber daß ein christlicher Prälat und ein Präsident, der bessere Tage gesehen hat, einen Expresseur begnadigen, damit er hakenkreuzlicher Justizminister und ein katholischer Pfaffe einem ungarischen Juden Amnestie erteile, damit er Wien durch seinen Revolver unsicher mache, das ist eine Weihnachtsüberraschung nicht nur für Oesterreich, sondern für das zivilisierte Europa. Mit dieser Amnestie hat Seipel sich moralisch gerichtet, mit dieser Begnadigung des Expresseurs, damit er für die Partei erpresse, hat sich die christlichsoziale Partei endgültig dorthin gestellt, wohin ihr eine anständige Partei und anständige Menschen nicht folgen können!

## Gegen die Verschlechterung der Sozialversicherung darf man nicht agitieren.

Unerhörter Erlaß einer politischen Behörde in der Slowakei.

Wie das „Právo Lidu“ mitteilt, hat die Organisation der tschechischen Sozialdemokratie in Malacka in der Slowakei folgende Zustellung der dortigen Behörde erhalten:

Wir teilen Ihnen mit, daß die Verbreitung des Flugblattes mit der Aufschrift „Arbeiter und Arbeiterinnen, auf zum Schutze der Sozialversicherung!“ gedruckt bei A. Komec u. Komp. in Prag, Sýbernska 7, auf dem Gebiete des Preßburger Ganges im Sinne der §§ 11, 13 und 14, des Gesetzes Nr. 14, aus dem Jahre 1914, aus dem Grunde untersagt wird, weil das Flugblatt gegen gewisse Klassen der Gesellschaft, die Regierung

und Einzelne aufreizt und so imstande ist, die öffentliche Ruhe und Ordnung zu stören...

Es ist also der Kampf um den Schutz eines bestehenden Gesetzes, nämlich des Gesetzes über die Sozialversicherung, auf dem alle Minister der Republik unterschieden sind und das vom Präsidenten Masaryk sanktioniert ist, eine Aufreizung gegen gewisse Gesellschaftsklassen, Einzelne und sogar die Regierung. Ein solcher Standpunkt war bei ehemaligen zaristischen Regierungen während für ein Amt der Tschechoslowakischen Republik ist es einfach eine Schande.

## Poincaré läßt nichts nach.

Keine Herabsetzung der deutschen Schuld möglich.

Paris, 24. Dezember. In der Nachmittags der Kammer teilte der ehemalige Vorsitzende der Reparationskommission Deputierter Dubois den letzten Rapport des Generalagenten Parter Gilbert und führte aus, daß der Dovesplan nur eine neue Form der Zahlungen Deutschlands darstelle und die gesamten Reparationsverpflichtungen Deutschlands nicht abändern könne.

Ministerpräsident Poincaré erwiderte vom Ministerstuhle aus auf diese Ausführungen, obwohl er sich nicht vollständig mit den Ausführungen des ehemaligen Vorsitzenden der Reparationskommission identifizieren könne, stimme er doch mit dessen Kommentar zum Rapport Parter Gilberts überein. Die Höhe der Schuld Deutschlands wurde von der Reparationskommission festgestellt. Poincaré fügt hinzu, daß selbst die Reparationskommission nicht mehr das Recht habe, die Höhe dieser Schuld abzuändern. Nur die Regierung könne durch eine gemeinsame Abmachung Änderungen vornehmen. Es seien zwei Dinge miteinander vermengt worden. Lediglich die Anzahl der jährlichen Zahlungen und deren Höhe könne abändert werden. Die Gesamtsumme der deutschen Schuld lasse keine Änderungen zu. Die Ausführungen Poincarés wurden mit großem Beifall aufgenommen.

deutsche Minister Spina, natürlich ohne einen dieser „Erfolge“ beim Namen zu nennen, über diesen kapitalistischen Ausgleich, den er im Sande drehen mit dem nationalen verwechselt, sich als vernachlässigen läßt?

„Dah der so bestrittene Weg von Erfolg begleitet war, steht heute außer jedem Zweifel.“

Herr Minister Spina glaubt, er brauche nur ein paar schwungvolle Zeilen zu schreiben und einfallige Vesper würden schon daran vergessen, daß der überwiegende Teil der deutschen Bevölkerung in leidenschaftlichster Opposition zu diesen „unbestrittenen Erfolgen“ der Regierungsparteien steht! Und das Christkind, das Herr Spina der deutschen Bevölkerung bringt, sieht so aus:

„Er“ (nämlich der Bund der Landwirte) sagt er, ist noch fest entschlossen, trotz mancher dunkler Menschenaffen gegen ihn, diesen Weg konsequent weiter zu verfolgen.“

Wohlan! Herr Spina möge aber nicht übersehen sein, wenn dieses konsequente Weiterschreiten auf der anderen Seite Konsequenzen noch ziehen wird, die es uns erlaufen werden, hoffentlich schon zu den nächsten Weihnachten, uns bei den Regierungsparteien bedeutsam zu revidieren.

#### Die Verteilung der Restgüter.

Die samstägliche „Börsen Presse“ bringt eine Zusammenstellung über die Verteilung der Rest-

## Rumänische Kriegsgerichte können auch milde sein.

Bukarest, 24. Dezember 1927. (Rador.) Das Kriegsgericht fällt gestern das Urteil in dem Prozesse gegen die an den letzten Ausschreitungen beteiligten Studenten. Vier derselben wurden zu zehn Tagen, drei zu einem Monate, zwei zu zwei Monaten und zwei zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt.

ehemaligen Großgrundbesitzangehörigen mit eingerechnet.

In der Fachzeitschrift des Bodenamtes wird das vollständige Verzeichnis der Restgüter und auch ihrer Erwerber publiziert werden.

Das Verzeichnis wird im Jännerheft begonnen werden.

## „Nicht nur Dubich, auch Svehla ist schuldig.“

Das Brüner Organ der tschechischen Genossen, „Straz socialismu“, beschäftigt sich in einem Leitartikel mit der Person des Ministerpräsidenten Svehla und stellt zunächst fest, daß Svehla von vielen Seiten als ein Mann strenger demokratischer Grundsätze und großer politischer Fähigkeiten gerühmt wird, eine Meinung, die auch von Leuten aus anderen politischen Lagern, als es die Arbeiterpartei ist, verbreitet wird. Die Politik Svehlas in der letzten Zeit jedoch widerspricht dieser Auffassung ganz entschieden. „Es war“, wie das genannte Blatt schreibt, „gerade der Ministerpräsident Svehla, der nicht nur mit Hilfe der Jolkongruenheitspartei die Entwicklung der Demokratie bei uns aufhalten, sondern sogar zurückgeworfen hat. Durch das Gesetz über die Verwaltungsreform hat er aus der Staatsverwaltung die Souveränität des Volkes entfernt, damit er die Machtpositionen der Reaktion sichere. Mit Hilfe der Steuerreform hat er die Vorteile der Reichen vergrößert, hauptsächlich aber der reichen Angehörigen seiner Klasse, und aus dem Wahlrecht, welches in der Demokratie unter den unveräußerlichen bürgerlichen Rechten gehört, hat er ein Schacherobjekt gemacht. Aus der Bodenreform wurde über Druck seiner Partei eine Versorgungsanstalt für führende Persönlichkeiten der Agrarpartei und ihrer Verwandten. Die Verhältnisse sind soweit gediehen, daß auch die Blätter jener Parteien, die Svehlas Regierung bilden, vom Staatsbodenamt als einem „agrarischem“ Bodenamt und von der Republik als einem „Restgut der Agrarpartei“ reden. Und wenn der Herr Ministerpräsident verkündet, daß er für die Verhältnisse im Staate verantwortlich ist, hat er damit zugegeben, daß diese Verhältnisse unter seiner Zustimmung, mit seinem Willen geschaffen wurden. Mit anderen Worten, nicht nur Dubich, sondern auch Svehla ist schuldig. Kann man also von Svehla als einem demokratischen Politiker reden? Er selbst hat dies mit den Worten beantwortet: Ja werde mit jedem regieren! Mit anderen Worten: „Es handelt sich nicht um die Demokratie, sondern um Regierung und Macht. So muß die Arbeiterschaft den Ministerpräsidenten Svehla beurteilen.“

Neurath vor dem Parteigericht. Wir haben bereits einmal erwähnt, daß der kommunistische Abgeordnete Neurath innerhalb seiner Partei verurteilt wird, mit der Opposition in der russischen kommunistischen Partei, insbesondere mit dem Trotzki-Flügel zu sympathisieren. Neurath hat sich nun dieser Tage vor einem Parteigericht verantworten müssen, das ihm eine Reihe von Fragen vorlegte, die er ausweichend beantwortete. Er erklärte zunächst, daß er mit der Gruppe Dr. Pollak, Hula und Michales nichts gemeinsam habe und über die russische Opposition äußerte er sich, daß er sich ein entgegengesetztes Urteil darüber erst machen könne, bis die Diskussion durchgeführt sei und er das Material genau kenne. Das Prager Politbüro hat nun die Erklärung Neuraths als nicht zufriedenstellend bezeichnet und erklärt, daß Neurath einer klaren Bezeichnung seines Verhältnisses zur russischen Opposition ausweiche. Es werde nun davon abhängen, wie Neurath in der Prager seinen Verpfändungen, unter allen Umständen die Parteidisziplin zu wahren, nachkommen werde. „Es ist selbstverständlich“, so heißt es in dem Beschlusse des Politbüros, „daß die Partei in strenger Weise gegen jeden Versuch, den Rahmen der Parteidisziplin zu überschreiten und in unserer Partei die Ansichten der russischen Opposition zu propagieren, einzuschreiten genötigt wäre.“ Die Ironie des Schicksales will es, daß Neurath von denjenigen gerichtet wird die bis vor kurzem mit ihm gemeinsam auf den linken Flügel im Kampfe gegen die kommunistische Partei, die in Rußland von Stalin repräsentiert wird, gestanden haben.

## Das Burgenland weiter den Pfaffen ausgeliefert.

Das Reichsvollstreckungsgesetz existiert für das Burgenland nicht.

Wien, 24. Dezember. Im Finanzausschuß des Nationalrates wurde in seiner letzten Sitzung am Freitag ein Antrag des sozialdemokratischen Abgeordneten Glöckl, gemäß eines vorjährigen Beschlusses des Nationalrates das Reichsvollstreckungsgesetz auch auf das Burgenland auszu dehnen, beraten. Bei der Abstimmung im Ausschusse stimmten die Sozialdemokraten und Großdeutschen für, die Christlichsozialen und der Landbund gegen diesen Antrag, so daß derselbe mit 13:13 Stimmen abgelehnt wurde.

güter aus der Bodenreform. Danach sind bis Ende Oktober 1915 Restgüter im Gesamtausmaße von 109.925 Hektar zugeweiht worden, so daß das Durchschnittsausmaß des Restgutes 83,5 Hektar beträgt. Weitere 257 Restgüter sind neuen Erwerbem anheimgegeben, und zwar durch freiwilligen Verkauf seitens der Eigentümer besitzlosen Bodens unter Zustimmung des Bodenamtes. Dadurch ist die Zahl der Restgüter auf 1572 gewachsen und ihr Flächenausmaß auf 122.139 Hektar. Es erhielten: Ehemalige Großgrundbesitzer 354 Restgüter, ehemalige Großgrundbesitzer 610, qualifizierte Landwirte 187, der Staat 54, Gemeinden 36, öffentliche Korporationen 38, Privatkorporationen 5, landwirtschaftliche Genossenschaften 19, humanitäre Anstalten 12, Aktiengesellschaften 41, andere Erwerber 30, Regionäre 35. Durch Austausch entstanden 111 Restgüter.

Ueber die Aufteilung von zehn Restgütern ist bisher nicht entschieden.

Die Zahl aller Bodenerwerber aus dem Titel der Bodenreform wird auf 600.000 Familien angesetzt, eine Zahl, die 24,7 Prozent aller in der Landwirtschaft tätigen Personen repräsentiert. Ihrem Beruf nach gehören die Personen, denen Boden zugeteilt wurde, zu 58 Prozent in die Gruppe der Landwirte, zu 24 Prozent in die Gruppe gewerblicher Berufe (Provinzvererber, hende, Industriearbeiter Kleinrentner), zu 23 Prozent in die Gruppe der Bodenbesitzer, die

# 's Weihnachtsmännerl erzählt Geschichten

## von lustigen Höhen, verschneiten Hütten und fleißigen Menschen.



Vorweihnachtsabend in der Großstadt. Kleine Schneeflocken haschen und jagen ein letztesmal durch die kalte Luft und fallen dann müde zur Erde. Tausendmal wiederholt sich im grellen Lichtschein dieses kleine Schauspiel von Lust und Tod der flimmernden Sternchen. Der Menschenstrom, der durch die hellerleuchteten Geschäftsstraßen flutet, zieht achlos daran vorbei. Alle Augen sind von dem wechselnden Bild der Schaufenster geblendet, die einander an Glanz und schillernder Pracht überbieten. Rote, grüne, blaue Lichtreflexen leuchten auf, künstliche Blitze zucken die Häuserwände hernieder und dieses stumme und doch so laute Fahrmarktgeschrei der Handelsstraße brüllt jeden Vorübergehenden an: „Kaufen Sie! Kaufen Sie Weihnachtsgeschenke! Wählen Sie aus! Vielleicht ein Armband oder eine Perlenkette gefällig? Oder das neueste Seidenmuster aus Lyon? Oder Teppiche aus Smyrna? Oder ein Pelzmantel aus echtem Miaslafuchs? Oder ein Radioapparat für den Jungen? Bitte sehr, für alle europäischen Stationen! Hier ist feinste Wäsche zu haben, dort bekommen Sie Bücher, Bilder, Bronzefiguren, ein Haus weiter die neuesten Decken und Spitzen! Ach so, Kinderpielzeugen wünschten die Herrschaften? Bemühen Sie sich nur um die Gede, zu dem großen Spielwarenhaus, dort führt man das größte und kleinste in jeder Qualität, in jeder Preislage bitte!“

Weihnachtsfreuden en gros und en detail werden in der Großstadt feilgeboten für alle, die da Geld haben und guten Willens sind — zu kaufen.

Hinter den riesigen Glasfenstern des Spielwarenhauses loden Berge von Dingen, alle erdacht und gemacht, Kinderherzen zu erfreuen. Puppen und Bären, Pferde, Lämmchen, Pudel, Klaviere, Trompeten, Wagen, Autos, Eisenbahnen, ganze Zimmereinrichtungen, ganze Häuser, ganze Ortschaften warten auf die Glücklichen, für die sie bestimmt sind. Doch, sieh da! Unter den vielen fremden und neuartigen Sachen ein Bekannter. Ein Weihnachtsmännchen mit weißem Bart, rotem Mantel und roter Kapuze, einem geflochtenen Gabenkorb auf dem Rücken, steht

gierig auf das Manuskript, das seine drolligen Antworten festhalten und dann schwarz auf weiß gedruckt unter die Leute bringen soll. Hören wir also, was das Weihnachtsmännlein zu erzählen hat.

Auf die erste Frage, woher er komme, antwortet er recht freundlich und mit singendem Tonfall:

„Aus'n Erzgebirg“  
und fragt gleich:  
„San Sie leicht a aus'n Erzgebirg?“

Auf die verneinende Auskunft ist er enttäuscht.  
„Sie kenn' leicht gornich's Erzgebirg?“

Aus Furcht, daß das Männlein bei einem nochmaligen „Nein“ entlaufen werde, mußte sich der Besucher nun als Erzgebirgspilger ausgeben und berichten, er wäre schon in Sannabach, Pöschbach, Kupferbach, Ratnabach gewesen. Bei der letzten Benennung machte das Männlein einen Luftsprung, wie jeder andere Erzgebirgler, der in der Welt drauhen den Namen seines Heimatort hört und rief:

„Bu dort bin ich jo har!“

Und jetzt sprudelte der Strom seiner Bredseln. Wie der Herr denn da hinauf gekommen sei? Zu Fuß oder mit dem neuen Omnibus, der von Brüß nach Brandau fährt? Ob ihn bei Rißelsdorf nicht der Wind davongetragen hätte? Ob ihm auch die Ohren abgefroren wären, wie den Schläfern, die am letzten Sonntag im Erzgebirge waren? (Letztere Nachricht hatte er auf der Reise nach Prag gehört, als er durch die Holzwohle seiner Kiste die Mitfahrer belauschte.) Er sei froh, daß er bei dieser Sautafel nicht mehr auf dem Gebirgsstamm oben sei, denn durch das Häusl, wo er zuletzt wohnte, hätte der eisige Wind durch und durch gepiffen, so daß die Rahe bald in der Ofenröhre erfroren wäre... Solcherart plauderte der Gast auf dem Schreibtische munter weiter, ohne zu bedenken, daß nur Sachen in die Zeitung kommen dürfen, die die Leserschaft interessieren. Es blieb also nichts anderes übrig, als an ihn eine Reihe konkreter Fragen zu richten, wie sie die Reporter zuweilen an die großen Staatsmänner stellen, wobei sie zumeist auch nichts Gesehies erfahren.

2. Frage: „Waren denn Ihre Erfahrungen so traurig?“

Antwort: „A du lieber Gott-ja! Unfeiner ist ja für die Menschen bloß „ein Artikel“, aus dem sie Geld herauszuziehen wollen! Wissen Sie, wie ich mal richtig trocken und zuerst in der Werkstatt als Probefstück ausgestellt war, da kriegte ich richtigen Einblick. Jeden Augenblick hat mich der Herr Meister den Fremden gezeigt und gesagt: „Das ist mein Muster“. Gut, denk ich mir, ein Muster ist was besseres. Auf einmal wären mir bald die Augen übergegangen vor Schred, wie ich sehe, daß noch Hunderte meinesgleichen gemacht werden. Die reinste Massenfabrikation! Können Sie sich vorstellen, wie so ein Weihnachtsmann erschaffen wird? Nun, das will ich Ihnen rasch erklären. Da sitzen ein paar Mädel den Tisch entlang und pagen mit einem Teig herum. Akkurat so, wie der Herrgott den Adam erschuf, nur daß sie statt Lehm Papiermaschee nehmen und Formen benützen, damit die fertigen Geschöpfe ihrem Vorbilde mehr ähnlich sehen, als die Menschen. So werden die vordere und die hintere Hälfte extra gemacht und dann seit zusammengesetzt. Die fertigen Figuren werden braun angestrichen und auf Trocken-Bretter gestellt, die über dem Ofen hängen. Der Sohn des Hauses streicht inzwischen die Köpfe an und macht mit dem Pinsel die Augen schwarz, Nase und Wangen rot. Fröhlich lachend liegen vor ihm die Köpfe auf einem Saufen beisammen, denn sie wissen noch nicht, wie hart sie das Leben aufeinandererschlagen wird. Inzwischen schneidet der Herr Meister die Mäntel und Kapuzen zu, Frau Meisterin näht sie auf der Nähmaschine zusammen und ehe man sich versieht, ist wieder einer von meinen Kollegen ausstaffiert u. reisefertig. Sehr schön, sagen Sie? Ja, aber wie komme ich dazu, das Muster zu sein für Hunderte solcher Gesellen, die sich in der Welt herumtreiben? Können Sie sich überhaupt vorstellen, was das für ein Hundeleben ist, bloß „ein Artikel“ zu sein und den Menschen ewig zuzuschauen, wie sie mit uns nur Geschäft machen? Mit einem Wort, ich hatte das Musterleben endlich did und schmuggelte mich unter die Versandware, damit ich in die Welt hinauskomme. Jetzt will ich mal richtige Weihnachten mitmachen!“

Schon wollte der Ausreißer verschwinden und mußte rasch bei seinem purpurnen Nermel festgehalten werden, damit er noch über einiges Aufschluß gebe.

3. Frage: „Wie schaut es denn heuer mit der Spielwarenindustrie im Erzgebirge aus?“

„Na, es könnte bißchen besser sein“ — meinte der schon etwas ungeduldige Gast. „Die armen Leut haben noch immer zu wenig Geld für Spielsachen und die Reichen laufen uns zu wenig ab. In Graslitz drüben soll herich mehr zu tun sein, dort hatten sie große Bestellungen aus England und Amerika. Bei uns verdienen halt die Händler zuviel an jedem Stück und die Arbeiter zu wenig. Die Mädeln, die bei den Meistern arbeiten, bekommen meistens nur achtzig Heller für die Stunde, höchstens aber eine Krone zwanzig. Wer kann, läuft darum ins Sächsische hinüber und nimmt dort Arbeit an. In manchen Häusern müssen noch die Schulkinder mitarbeiten, aber nicht mehr so schlimm, wie in früheren Jahren. Es ist auch eine richtige Pein für das junge Volk, wenn es in der Stüb' drinn hocken sollt beim schönsten Schneewetter. Bei uns sind ja oft die Hütten so tief verschneit, daß man gleich vom Schindeldach herunterrutschen kann. Durch die Fachschule, die wir im Ort haben, kann der junge Nachwuchs jetzt wenigstens lernen, wie man das Gewerbe ordentlich betreibt und sich später einmal das Brot leichter verdient. Die Schul' sollt viel besser besucht sein, denn der Herr Professor sagt, daß im Erzgebirge viel junge Talente sind, fürs Schnitzen, Malen und Modellieren. Von dem Jungen, der in unserer Werkstatt die Köpfe malt, meint er, der könnte noch ein großer Künstler werden, wenn er sich als Bildhauer ausbilden kann. Wär' auch schon Zeit, daß die Erzgebirgler sich eine bessere Arbeit suchen, denn schlecht gegangen ist es ihnen schon genug.“

Letzte Frage: „Wie gehts denn den Erzgebirglern so im allgemeinen?“

„Dank der Nachfrage, nicht besonders gut. Alles beklagt sich über die Teuerung, über die hohen Bälle auf Mehl und Erdäpfel, über schwere Steuern, über die schlechten Verdienste — kurz und gut, es war' noch auszuhalten, weins den Leuten ein bißl besser

ginge. Manche sind aber mitschuldig an den schlechten Zeiten, weil sie es selber so gewollt haben. Heute möchten sich freilich viele von denen, die letztesmal agrarisch oder christlichsozial gewählt haben, vor Aerger die Haare ausreißen. Das mußt nichts, nächstesmal müssen sie's eben besser treffen. Wissen Sie, den Leuten schelt halt die richtige Aufklärung. Deswegen — daß ich jetzt zum Schluß die Wahrheit sag' — bin ich ja von dort oben dabongelaufen, weil ich nicht mehr anschauen konnte, wie geduldig die Erzgebirgler stillhalten, wenn ihnen die Großen die Haut über'n Rücken ziehn. Wenn sich das einmal bessern sollt, geh ich ganz gern wieder hinauf, wegen der gesunden Luft, die auf den Höhen streicht und weil es belanntlich noch kein richtiger Erzgebirgler lang in der Fremde ausgehalten



vornübergebengt und guckt mit durchdringenden kleinen Auglein durch die Scheiben auf das tolle Strahengewirr. Die Schneeflocken auf dem Mantel bezeugen, daß er sich noch nicht lange des warmen Quartiers erfreut. Das Gesichtchen ist voll gespannter Neugierde, wie das eines Jungen, der zum erstenmal mit dem Eisenbahnzuge in die weite Welt hinausfährt. Es hat den Anschein, als ob sich der gute kleine Geselle hier einjam fühle und große Sehnsucht hätte, vor einem wohlgefunten Zuhörer sein Herz auszusprechen. Wer selber einmal fremd und allein Weihnachten in der Großstadt verlebte, kennt dieses Gefühl und mag es nicht einmal einem kleinen weiblichen Puppenmann gönnen. Also holte der Betrachter, der zufällig ein Zeitungsmann war, den Weihnachtsmann aus dem großen Geschäft heraus und nahm ihn mit nach Hause, in der Hoffnung von ihm etwas Interessantes zu erfahren, was man in der Weihnachtszeit den Zeitunglesern weiter erzählen könnte.

1. Frage: „Wie sind sie denn eigentlich auf diese Welt gekommen?“

Das wüßte er ebensowenig, wie der wissbegierige Frager, gab der Knirps frech zur Antwort. Nebenbei sollte ihm garnicht ein, sich das Dasein so schwer zu machen, wie viele andere Erzgebirgler, die ununterbrochen über den Ursprung und das Ende aller Dinge nachzudenken. Wenn es den Herrn gerade interessiere, könne er aber auch ein wenig von der Entwicklungsgeschichte der Weihnachtsmänner erzählen. „Sie wissen doch (hier fuhr er hochdeutsch fort, denn der Erzgebirgsdialekt eignet sich nicht ganz für wissenschaftliche Vorträge), unser Lebenszweck ist erstens, den armen Leuten, die nichts Besseres zu tun haben, Arbeit zu verschaffen und zweitens bei den Kindern die Illusion wachzuhalten, daß es noch immer gutmütige Geschöpfe gibt, die andern was schenken und nichts dafür verlangen. Nach dem Schanfall, der ihn nach den letzten Worten schüttelte, fuhr der redselige Gast fort: „Mir macht man kein Y vor ein U mehr vor, ich hab die Menschen kennen gelernt!“

bat.“ Zufällig fiel der Blick des Weihnachtsmännchens auf die Wanduhr, stugs hüpfte er davon und rief bei der Tür noch zurück: „Jetzt hätte ich beinahe vergessen, daß ich bei der Weihnachtsbescherung für arme Schulkinder Dienst machen muß. Auf Wiedersehen!“

Man sollte es nicht glauben, was so ein kleines Männlein alles zu erzählen weiß. Und wenn erst die Puppen zu reden anfangen, die Spitzen und Stoffe und Bücher auf den Weihnachtstischen! Jedes Geschenkstück hat seinen eigenen Lebenslauf durchgemacht, jedes hat die Welt mit anderen Augen und begegnete den Menschen in ihren Freuden und Nöten. Sogar der geschmückte Tannenbaum müßte bekennen, daß er nicht als Naturgeschöpf in die Stube kam, sondern sein Dasein auch den rauhen Händen verdankt, die den Wald hegen und pflügen. Aus all diesen Geschichten wäre die große Wahrheit zu vernehmen, die in goldenen Lettern über alle Weihnachtstische geschrieben werden sollte: „Alle Freude kommt von der Arbeit.“

Leider werden an der Tafel des Lebens immer noch die stillen Spender vergessen, die arm bleiben müssen, weil sie die Menschheit täglich mit ihren Werken beschenken. Im Erzgebirge droben haben viele Männer, Frauen, Mädel und Jungen wochenlang bis in die Nacht hinein gearbeitet, um die vielen, vielen Weihnachtbestellungen pünktlich auszuführen. Alljährlich müssen sie sich ab und wollen Freudenbringer sein für die Weihnachtskinder aller Länder und Zonen — wo bleibt ihrer Mühe Lohn. Das Weihnachtsmännlein hatte allen Grund, mit dieser ungerechten Weltordnung unzufrieden zu sein, die die fleißigsten Menschenkinder am fleißigsten bedenkst. Vielleicht gelingt es ihm durch sein Geplauder, die Jugend zum Nachdenken über dieses Unrecht zu bringen.

Jedem Kinde, das am Weihnachtsabend freudig beglückt sein Geschenk in Empfang nimmt, sollte die Ehrfurcht von den emsigen Händen eingepflanzt werden, die unermüdet den Gabentisch anderer beden, und der Wille, dereinst mitzuhelfen, den Kreis der glücklichen Menschen durch redliche Mitarbeit zu erweitern.

Wenzel J. J. J. Zeichnungen von Lili Reith.

# Die Kerzen des kleinen Franz.

Von Betty Karpisková.

Die nachfolgende Novelle ist einem Bande proletarischer Erzählungen aus dem Prager Proletariatsmuseum entnommen. Die Autorin Betty Karpisková ist sozialdemokratische Abgeordnete des tschechoslowakischen Parlamentes.

Die Redaktion.

Am äußersten Ende der Prager Vorstadt zählte wurde eine Reihe neuer Häuser mit modernen Wohnungen erbaut. Das ärmste Proletariat, welches die teuren Mietzinse aus der inneren Stadt vertrieb, drängte sich in diese neuen Behausungen: aus einer großen Wohnung wurden drei bis vier kleine gemacht, und in jeder dieser nahm man noch einen oder mehrere Aftermieter auf.

In der Kellerwohnung einer solchen Mietskammer, von welcher man den Ausblick auf ausgehobene Felder hatte, in einer engen Stube mit einem Fenster auf den Gang hinaus, wohnte der Russer Janota mit seiner Frau und vier Kindern. Es war ein recht unfreundliches Heim.

Die peinliche Keuschheit, die hier herrschte, überraschte zwar angenehm, aber der ärmliche Anblick wurde noch trauriger durch die ständige Anwesenheit des Todes, der sich augenscheinlich noch nicht entschließen konnte, ob er hier seine Ernte halten oder weitergehen sollte. Und er blieb unausgesetzt hier anwesend, indem er seiner schaurigen Aem durch das Zimmer wehen ließ und seine ausgestreckte Hand über ein kleines, reines Bett hielt, in welchem fast den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch die kraftlosen, durch die Nacht vollständig verkrümmten, kleinen Körper zweier Kinder lagen. Es waren die Zwillingkinder Tonda und Jeník.

Aus übernatürlich großen Köpfen starrten wirre, ausdruckslose Augen der kleinen Buben hervor, welche bereits das dritte Jahr ihres erbärmlichen Lebens überdauert hatten und langsam dahinstarben, weil ihre Körper nicht auszuheilen waren, und die nur mit der bloßen Haut überzogenen und furchtbarlich verkrümmten Gliedmaßen nicht gerade wurden, so daß einem bei diesem Anblick des Elends ein Schauer überlief.

Dann war noch der fünfjährige Franz hier, ein bleicher Bub, mit einem ernstem Gesicht, welcher auf die kleinen Krüppel und das gesunde Brüderchen Pepi achtgeben mußte, daß mit seinen krummen Beinen am Fußboden herumkroch und sich an den kleinen Franz wie an die Mutter gewöhnt hatte, die oftmals den ganzen Tag lang nicht daheim war.

Die bediente drinnen in Prag und kehrte erst am Nachmittag oder am Abend zurück. Janota selber schlief im Stalle, in der angenehmen Gesellschaft seiner Pferde, damit er, wie er zu sagen pflegte, nicht ständig dieses Hundeleben vor Augen habe.

Und es war wahrhaftig ein Hundeleben!

Der fünfjährige Franz war unter seiner Vorrührung vorzeitig frühreif geworden, und niemals gewahrte man auf seinem alten Gesichte ein Lächeln. Er erfüllte sein Amt als Kinderfrau, sorgte sich darum, daß keines der Kinder sich verunreinigte, denn er wußte sehr wohl, daß die Mutter einen solchen Fall empfindlich strafen würde. Es war ihm recht traurig zu Mut in seinem armen Winkel, nur die Aussicht auf den Gang, wo sich seine glücklicheren Gefährten laut herumtrieben und miteinander unter Sachen spielten, war für ihn eine Unterhaltung und ein Genuß.

In jenem Tage, von welchem ich erzählen will, standen die Buben gerade in einem Kreise vor dem Fenster Franzens, und voll geheimen Freude entleerten sie ihre Taschen.

Es war der Allerseelentag. Ein schmutziger Nebel wälzte sich schon in den frühesten Morgen-

stunden durch den Raum und fiel in unsichtbaren Tropfen aufs Pflaster.

Es war kühlend kalt und Franz klapperten im kalten Stübchen die Zähne, doch er rührte sich nicht von der Stelle. Gab es doch auch etwas zum Sehen!

Die Buben zogen kleine, dünne Kerzen heraus, zündeten sie an und ließen sie an den Rand des Fußsteiges. Sie lebten sie in einer Reihe an, und wie schön waren sie, rote, rosa und grüne . . .

Ihre rauchenden, kleinen Flammen schlugen durch den Nebel, und die Buben sahen mit Begehren im Kreise herum. Mit geheimnisvoller Miene löschten sie die Kerzen aus, zündeten sie wiederum an, und brachten so ein wenig Friede- hoffatmosphäre auf den Fußsteig, was ihnen eine angenehme Aufregung verursachte.

Der kleine Franz verschlang alles geradezu mit seinen Augen. Welch ein Vergnügen waren doch solche kleine Kerzen: zeitlebens hatte er noch keine in den Händen gehabt. Ach, wie wünschte er sich, wenigstens eine oder zwei davon zu besitzen!

In seinen Gedanken stellte er sie aufs Fenster und rief sich, in Vorahnung der Freude, die er da erleben würde, die kleinen Hände. Die Kerzen am Fußsteig brannten zu Ende und Finsternis senkte sich allmählich auf die weinende Erde herab. Die Buben liefen auseinander. Aus der Nachbarschaft kam eine Frau mit einem knirschenden Kinderwagen vorbeigefahren, sie schimpfte unangenehm und hatte ständige Eile. Franz bemerkte, wie sie ihr vierjähriges Mädel im Wagen auflegte, das noch nicht laufen konnte, wie sie es mit einem alten, ausgeblähten Schale bedeckte und an die hintere Wand des Wagens drückte. Den anderen Raum hatte sie mit gelbeschen Papierdünen ausgefüllt, welche sie unter beständigem Schimpfen wusch, um dann mit ihrer Last in die Stadt zu fahren. Sie ging abliefern, damit sie abends Brot und Kaffee habe. Franz vereinsamte in der hereinbrochenen Dunkelheit. Nur die grünen und blauen und rosa Kerzen schienen ihm jetzt vor den Augen zu leuchten. Wie gerne hätte er solche befehen!

Und aus die'er unbefriedigten Sehnsucht heraus kam ihm ein Gedanke, den er auch sofort in die Wirklichkeit umsetzte. Er machte der Mutter für den Abend Späne zurecht: ja, würden denn die nicht genau so wie die kleinen Kerzen brennen? Er konnte sich auch seine erstarren kleinen Hände an ihnen wärmen, und Pepi, der ohnedies schon ein bißchen ärgerlich war, würde dann Ruhe geben. Zündhölzchen hat'e er gleich gefunden. Er stieg auf den Tisch, holte sie vom alten Kasten herunter, auf welchem als einziger Luxus ein paar ausgerichtete Töpfchen und geschmacklose Figuren von einer Kirchweih standen.

Er steckte die Späne zwischen die Kohlen im Kasten und zündete sie an. Zuerst einen, ein wenig ängstlich, als er dann aber die Pracht wahrnahm, rief er einen zweiten, dritten, und bald brannte schon eine ganze Anzahl.

Die Augen gingen ihm vor Glück über und die kleinen Krüppel zitterten in ihrem Bettchen aufrieben. Pepi kam herbeigekrochen und nahm die Miene in die Hand. Franz verlor die Besinnung des älteren Kindes und hatte an den rauchenden Spänen eine Riesenfreude.

Plötzlich aber wurde der Raum'heim im Zimmer heller, es simen Papiere Feuer, die Kohlenfiste, und die dahinter befindliche Decke. Und schon züngelten größere Flammen an der Wand empor und warfen einen schauerlichen Schein auf die entsetzten Gesichter der Kinder, die in dem schorren Rauchqualme erstarrten.

Franz ergriff den kleinen Pepi und starrte entsetzt aus dem Winkel beim Fenster auf den Feueranzug. In dem kleinen Bette husteten die

beiden kranken Kinder und pfliffen mit ihren dünnen Sopranen.

In diesem schrecklichen Augenblicke spürte die Nachbarin, die durch eine Tür getrennt hier wohnte, den Rauchqualm, und schon war sie mit dem Hausmeister zur Stelle, welcher, die Türe sprengend, die Kinder aus dem Rauche hinaus-trug. Die Nachbarin bezog die qualmende Kohlenfiste und brachte das Holz darin in Ordnung. Sie rief das Fenster auf, und nahm die Kinder zu sich, ehe die Mutter zurückkehrte.

Die kam am Abend, und als sie die Verheerung in ihrer stets so reinen Wohnung gewahrte, ärgerte sie sich sehr über diesen Unstuhlgut. Zuerst gab es ein Verhör und dann setzte es Prügel. Als sie durch das Durchhaun des Buben ermüdet wurde, hörte die Janota damit auf, und Tränen stürzten ihr jetzt aus den Augen. Es waren Tränen des Leids und ohnmächtigen Jorns, die wie ein stummer Fluß über dieses verdammte Leben flossen, in welchem Unglück und Not einander die Hände reichten.

Sie beruhigte sich, dann besann sie sich, daß heute der Vater komme: es war daher notwendig, alles in Ordnung zu bringen. Sie fandte den kleinen Franz um Brot und machte sich an die Arbeit.

Franz lief zur Greiskerin, welche diesen armen Teufeln mitunter einen sehr schlechten Kaffee, Rum und Brantwein auf Borg gab, niemals aber Brot und Zucker.

Vor der hellerleuchteten Tür des Wirtshauses blieb er stehen, weil ihm das Spiel einer Harmonika und Ge'anga anlockte. Als jemand die Tür aufmachte, erblickte er den Vater, der einem



Kameraden um den Hals hielt, und mit ihm zusammen mit weinerlicher Stimme ein Lied sang:

„Blättlein, Blättlein klein,  
Gall mir nicht ins Wasserlein . . .“

In der Wirtshausstube herrschte für einen Augenblick lang auch Allerleienstimmung. Franz lief hinein, und beinahe hätte er geweint, als er sah, wie der Vater mit der Hand winkte, wie er sich niedersetzte, als ob er etwas Böses von sich weisen wollte, dann aber wuschte er sich mit der rauhen Hand Tränen ab, die ihm über die Wangen flossen.

Janota war kein Säuser, aber immer, bevor er heimging, hielt er sich hier auf ein Glas Bier auf, um sich ein „bißel Courage“ zu holen, wie er zu sagen pflegte, denn dieses verfluchte Leben war sehr unerfreulich.

Der kleine Bub sagte Mut und trat näher zum Vater heran, der mit einem Male zärtlich wurde, dem Buben über die bleichen Wangen fuhr, als ob er in der Menge Leids doch einen Lichtpunkt entdeckt hätte. Er nahm Franz mit

sehr böse. Aber endlich schlug es vier Uhr, und das Kind eilte heim, mit einem merkwürdigen Lächeln um seine schmalen Lippen und einem seltsam entschlossenen Blicke in seinen großen, grauen Augen.

Als sie die Türe öffnete, erblickte Pegggy ihren Vater — halb eingeschlummert auf seinem Sessel. Ein bißchen Tee war sorgfältig auf den Tisch gelegt, daneben ein paar Stüde alten, harten Brotes und ein Fläschchen mit ein paar Ueberresten von Sirup stand daneben. Mit einer sachten, ganz sachten Bewegung zog sich das kleine Mädchen seinen Ueberrock aus, legte seinen Hut ab und leerte dann vorsichtig den Inhalt seiner Schultasche aus.

„Papa“, — zwei dünne Arme legten sich um den Hals des Mannes und ein anbetungswürdiges Kindergesicht presste sich weich an das seinige. „Papa, bitte, bitte, mach doch auf und laß mich Tee trinken, ich hab eine Ueberraschung für dich!“

Der Mann erhob sich müde und bogab sich zu seinem Blase bei Tische, das Kind verfolgte jede seiner Bewegungen mit rührender Pärtlichkeit. Er zog sie liebevoll zu sich auf sein Knie empor und als er seinen Arm um sein kleines Mädchen schlangte, füllten sich seine Augen plötzlich mit Tränen.

„Was gibts denn, was hast du denn, mein Liebling?“, fraote er mit einer Stimme, halb in Tränen aufgelöst, halb unter Lachen.

Auf seinem Teller lag ein großes Stück grauen Kindstaltgubdings.

Aus dem Englischen übersetzt von J. R.

nach Hause und zeigte ihm unterwegs einen wahrhaftigen Lederbissen, den er ihnen brachte, nämlich eine Lederwurst.

Am der Schwelle blieb er stehen und warf einen Blick auf das kleine Bett. In seinem Auge leuchtete eine Hoffnung auf, daß vielleicht schon — — — Aber nein, sie waren noch immer da mit ihrem entsetzlichen Aussehen, und sie taten ihm so schrecklich leid: wahrhaftig, „Blättlein klein, warum fieseln sie noch nicht ins Wasserlein?“ Aber das Leben war noch einmal ein so fürchterliches und wer kann es ändern, wer kann es ändern? Janota leuchtete, und indem er sich niederlegte, leerte er keine Taschen aus. Er schaute auf die kleinen Kranken, die an dem Lederbissen, den er da gebracht hatte, nicht teilnehmen konnten: ihre kranken Magen konnten Fleisch nicht vertragen. Er hatte aber für sie noch eine Düte Zucker in der Brusttasche, er zog sie hervor, und die Kleinen machten sich mit Vergnügen darüber.

Franz beendete mit einem großen Stück Brot und der Lederwurst in den Händen seinen traurigen Allerseelentag und die unfreundliche Bekanung erschien ihm mit einem Male sehr schön, weil der Vater nach Hause gekommen war.

Autor: Uebersetzung aus dem Tschechischen von J. Reismann.

## Die rote Laterne.

Skizze von Rud. Weide.

Nacht im Nebel. Matt leuchten die Lichter der Straßenlaternen, das Pflaster ist klitschig und feucht. Menschen eingehüllt im Mantel — den Kragen hochgeschlagen huschen vorbei — hastend, rastlos heim. Autos flitzen hurtig dahin, den Stadtzentrum zu, Karren werden geschoben — Richtung: Peripherie. Tahn geht auch mein Weg. Parks und Villen in Gärten hören hier auf und holpriges Pflaster löst die aaglatte Asphaltstraße ab. Ungetüschte schmutzige Häuser erheben sich aus dem Grau der Nebelnacht, und auf Ruinen, Häusern ohne Dach, in dem trotz allem Menschen haufen, wuchert das Gras.

In Nischen, die dunkel und finster, drücken sich zerlumpte Gestalten, im Flüsterton sich unterhaltend und jäh verstummend, wenn Schritte hörbar näher kommen.

Junge Weiber sitzen auf den Steinfliesen, ein Tuch um die Schulter, eine Zigarette im Mund — wenige Schritte weiter steht ein Mensch, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, die Hände in den Taschen, den Stummel lässig zwischen den Lippen, das Auge unruhig umherschweifend — der Jubälter.

Dort lehnt Einer an dem Laernenpfahl, schlafend — oder nicht? Es sieht so aus. Ein Grüner kommt, rüttelt ihn wach und verwirrt ihn. Brummend geht der Otkochlose ein paar Schritte weiter, um in einer Torniße we terzu schlafen und um wieder aufgeschreckt zu werden.

Den Rinnstein entlang schlendert ein Zweiter. Bei jeder Gasse bleibt er stehen, schürt mit dem Fuß, bückt sich und launend zieht er weiter, launend doch hungernd.

Bei einem Hause bleibe ich stehen, Stufen führen hinauf, über der Tür eine rote Laterne.

Ich steige hinauf. Wüstes Geschrei, trübender Lärm, wilder Gesang und Rauch schlägt mir entgegen — und noch eins — summer Daz, fragende Augen, tierisches Lauern. Ich kehre mich nicht daran — tue als ob ich zu ihnen gehörte und mische mich unter sie. Tauche unter in dem irren Chaos ihrer freuden Stühle fehlten. Aber hier ist überall Blay Auf leeren Bierstößern und ungehobelten Brettern, die über den Fassern lagen. Links war die Bar. Hinter dieser ein Mensch mit Fingerringen, fett gem Bauch und schmutzigen Fingern — der Raschimmer-wirt. Dirnen sitzen um mich her und wilde Kerle, in ihren Gesichtszügen sah man das Leben: vertraut, vertraut und verhungert. Die Weiber sind fast nackt, ihre Garderobe wurde von kleiner Schneiderin nach der neuesten Mode gemessen.

Da, Töne einer Zichharmonika, immer lauter Sachen — Eine tritt vor, streift ihr Weniges bel-lends vom Körper — Radttanz, Brutaler Sport, gierige lästerner Blicke wüster roher Gesellen, aller Rassen. In einer Ecke schlief Einer, nichts konnte ihn stören, auch der Lärm nicht.

Manche lauten Tabak und spien in weitem Bogen den gelben Saft von sich — aber alle hielten sie das schmutzige Glas — gefüllt mit stinkendem Fusel in den Händen und tranken, nicht löffeln, immer wieder, immer mehr, bis ihre Augen bleiend glänzten und sie mit ihren bebenden Fäusten um sich schlugen.

Plötzlich entstand ein Tumult. Zwei rauchten. Die Augen quollen ihnen aus den Höhlen, Schweiß und Speichel gemischt auf den Lippen, wie blutgierige Tiere, die Messer blühten — aber auch eine kleine rote Lampe — bei der Bar. Einer sah es. Einer schrie es — alle sprangen sie auf, die Bar wurde weggerückt und unsichere Elemente, Menschen, die etwas ausgekostet hatten, verschwanden.

Anderer, die zurückgeblieben waren, spielten Karten, würfelten oder warfen Münzen. Die Zigarette lössig im Munde und höhnisches Lächeln.

Die Polizei trat ein, verlangte Papiere und mit einer Geste tiefster Verachtung reichten sie den Grünen ihre schmutzigen Wische, fettig fast und zusammengeklebt.

„Det is min flep.“

Einige nicht ganz Einwandfreie wurden mitgenommen, lächelnd folgten sie der Polizei, sie wußten, morgen waren sie wieder da.

Als die Polizei weg war, launen die anderen wieder, die mit ihrem schwarzen Flecken auf ihrem Gewissen. Der Betrieb wurde wie früher und auch der Schlafers schlief weiter, so, als wenn sich nichts ereignet hätte — Gewohnheit.

## Ein kleines Geschichtchen aus dem großen Streit.

Von Durriel Cooper.

„Geh jetzt, mein Kind, es ist beinahe neun Uhr, und Pegggy, ich möchte gerne, daß du in der Schule bleibst und dort ein Mittagessen bekommst. Ich werde mit heute mein eigenes selbst verschaffen und wenn du dann heimkommen wirst, wollen wir zusammen Tee trinken.“

Die Augen des Kindes strifften des Vaters Antlitz voll ahnungsvollem Argwohn: sie konnte sich schon wohl denken, was das für eine Art von „Mittagessen“ sein würde, das er heute allein haben wird, und weshalb er ihr nicht erlaubte, heinzukommen und daran teilzunehmen. Der bloße Gedanke schmerzte sie schon, denn sie betete ihren Vater mit der ganzen Kraft ihrer kindlichen Seele an.

„Gut, gut, Papa, leb wohl! Aber es ist möglich, daß ich vielleicht ein bißchen später zum Tee heimkomme, weil ich heute so eine Menge Aufgaben bekommen habe.“

„Geh, Gott, daß ich auch solche hätte,“ murmelte der Mann vor sich verzweifelt hin, als er die schwächliche Gestalt seines Kindes den Weg herunter eilen sah.

Seit jenem Tage, als er aus dem Stadtspitale jenes Telegramm erhalten hatte, das sein Leben wie auseinandergerissen, für ihn die ganze Welt plötzlich grau geworden war, blieb dieses Kind seine einzige Sorge, erfüllte all sein Denken und war für ihn sein größter Schatz in seinem bloßen Dasein.

Und nun stand er, ein ausgesperrter Arbeiter, der bedrückenden Tatsache gegenüber, daß er vom guten Willen anderer abhing, um sie von Not und Entbehrung zu retten.

Gerade heute früh hatte er mit tiefem Schmerz bemerkt, wie lose ihr das alte Baum-wollkleidchen von den mageren Schultern herabhing und was für dunkle Schatten sie um ihre milben grauen Augen hatte, die so manche rührende Geschichte des Hungers, der Entbehrung und des Herzleid's erzählen konnten.

„Verfluchtes Treiben,“ sprach er mihmutig viicht schon zum hundertsten Male in dieser Woche, „wann wird dieser verdammte Lärm endlich wieder zur Ruhe kommen, daß ich wieder friedlich in meine Arbeit gehen werde? Wahrhaftig, ich weiß wohl, wie es in der Hölle aussieht, als ob ich mit einer Kerze hinuntergestiegen wäre, um sie mir anzusehen.“

Das Schulleben war beinahe vorüber. Man hatte den Kindern nach einer Wassertuppe einen „kompakten“ Kindstaltgubding aufgetischt, mit welchem sie in ausgiebig breiten Schnitten ihre leeren Magen anfüllten.

„Pegggy, willst du nicht deine Portion?“ flüsterte ihre kleine Nachbarin, „ich kann es noch sehr gut bezwingen, wenn du es nicht essen willst.“

Einen Augenblick später war der Teller leer, der Taltgubding war fort, und Pegggy sah sich mit halbshenen Blicken um, ob sie niemand beobachtet hatte. Aber niemand hatte sich um sie gekümmert.

Der Unterricht begann wieder und der Nachmittag zog schleppend vorüber. Die Suppe war sehr ungenügend gewesen und der Lehrer war

# Tages-Neuigkeiten.

## Es leuchtet der Stern . . .!

Zweifel sind wir, von Mißtrauen erfüllt!  
Wir lächeln herb und glauben es nicht,  
singt einer von „Frieden auf Erden“.  
Nur einmal im Jahre wird der Stern enthüllt —  
dann blinzeln wir plötzlich in Flitter und Licht,  
wie Kinder mit Staunengebärden . . .

Wirbeln die Glocken,  
dröhnen die Glocken,  
stottert vom Turm der Rosanen Klang:

„Christ ist gekommen —!“  
dann stehn wir beklommen,  
lauschen vielleicht einen Herzschlag lang,  
glauben vielleicht für eine Sekunde,  
einsame Wächler in glücklicher Stunde,  
erfüllungsgläubig, entrückungsbang,  
ewige Bethlehemsucher . . .

Töbet die Zweifel in dieser Nacht!  
Seid nicht wie Kinder vor Flitterband,  
glaubt an das „Glend auf Erden“!  
Doch lernet vom Kinde, das gläubig lacht,  
und gebt eurem Lächeln der Freude Gewand  
und seid einander — Gefährten!

Wirbeln die Glocken,  
dröhnen die Glocken,  
stottert vom Turm der Rosanen Klang,  
dann schenkt euch das Offnen!  
Das Tor steht euch offen!

Schreiet hindurch zu dem Rämpfergang!  
Nacht ist nicht ewig! Es kommt die Sekunde!  
Wir werden sie zwingen in glücklicher Stunde,  
zukunftsgläubig, in Sacherdrang  
einst doch Bethlehemsinder!

Joseph Maria Frank.

## Was hat denn das Christkindl gebraut?

### Drei vermutliche Antworten.

Die Frage, wie denn die Weihnachts-  
bescherung ausgefallen sei, heute und morgen  
millionenmal gestellt, richten wir im Geiste an  
drei Personen und vermuten etwa folgende Ant-  
worten:

„Ach, diesmal ist's wirklich fabelhaft ausge-  
fallen! Ich kann's gar nicht so schnell aufzählen.  
Von meinem Mann bekam ich ein wunderbares  
Perlenkollier, einen herrlichen Perler für meinen  
Sohn — Sie wissen doch, ich habe mir ihn neu  
eingekauft?! — ja, und dann ein entzückendes  
Abendkleid und einen süßen Seidenpinscher Pa  
und dann noch eine Unmenge Kleinigkeiten. Und  
von Mama ein vierundzwanzigpersoniges Ser-  
vice, von Papa Geld. Ja, wissen Sie, mein  
Mann wollte mir eigentlich einen neuen Latta-  
Wagen kaufen; aber er meint, im Frühjahr wer-  
den sie billiger sein . . .“

Also die Gattin des Herrn Verwaltungsrat.

„Na, 's ist halt so gewesen wie alle Jahr':  
ein paar praktische Sachen von der Alten, ein  
Sonntagshemd, ein Paar Unterhosen und warme  
Socken hat sie mir gestrickt, 's geht ja nicht anders.  
Den Kindern möcht' man doch eine Freude' ma-  
chen und eine Kleinigkeit habe ich natürlich der  
Frau gekauft. Wenn man auch noch so bescheiden  
ist, bißl was Besseres will man doch auch an den  
Feiertagen und alles verschlingt gleich einen  
Haufen Geld. Wir haben uns wieder tüchtig  
hineingeritten — ich weiß gar nicht, wie ich nach  
den Feiertagen wieder gleich aufkommen soll . . .“

Also der Arbeiter.

„Du fragst mich, was das Christkindl ge-  
braut hat? Unereimem bringt's nix. Seit dem  
Sommer hab' ich keine feste Arbeit mehr. Jetzt  
hab' ich ein paar Tag' ausgeholfen. Der Verdienst  
läuft kaum zu einem warmen Nachtmahl. Schul-  
den im Konsum, beim Bäcker, beim Hausherrn-

## Menschlichkeit gegen die Tiere.

Von Emil Franzel.

„Es ist der untrügliche Maßstab für  
die Menschlichkeit des Geistes einer Gesell-  
schaft, wie weit sie die Rechte der Tiere  
anerkennt. Denn während die Menschen sich  
notwendig als Individuen zu schämen  
sind, um ihre Rechte wahrzunehmen, durch  
Koalition, vermittelt der Sprache, zu all-  
mächtiger Erzwingung ihrer Rechte zusam-  
menschliefen können, ist die Möglichkeit sol-  
cher Selbsthilfe den Tieren verweigert, und es  
bleibt daher allein der Gerechtigkeit der  
Menschlichen überlassen, wie weit diese von sich  
aus die Rechte der Tiere achten wollen.“

Leonard Nelson.

In Bauernhäusern war oder ist es noch Brauch,  
in der Christnacht den Tieren im Stalle von allen  
Gerichten einen Teil zu geben, die den Menschen am  
Weihnachtsabend bereitet werden: uraltes Zusam-  
mengehörigkeitsgefühl von Mensch und Tier, brüder-  
liche Solidarität zwischen Arbeits- und Kampf-  
gefährten, zu denen sie in der wandernden Nomaden-  
horde, im geschlossenen Dorfe der Vorseit wurden,  
findet sein Sinnbild in der Christnachtstunde der  
Tierausspeisung. Hat doch auch die christliche  
Legende ihr Stück Heidentum in das Bild der bethle-  
hemischen Krippe aufgenommen, Esel und Rind

an der Wiege des Erlösers, wie sie in den heidni-  
schen Kulturen Gefährten der Götter und Freunde der  
Menschen waren. Die Tiere aber — berichten Sage  
und Legende — verstehen in der geheimnisvollen  
aller Nächte, in der Christnacht (die uns ja doch nur  
deshalb so an's Gemüt gewachsen ist, weil sie alles  
in uns aufklingen läßt, was an altem Heidentum,  
an Naturverbundenheit, in uns schlummert), die  
Sprache der Menschen, sprechen wohl auch mit  
menschlicher Zunge zu uns und künden uns, was  
ihnen, den Naturnahen, offenbart wird, in unseren  
entzauerten, maschinenhaften Ohren aber nicht  
mehr tönt.

Könnten die Tiere reden in dieser Nacht der  
Nächte, da tausend Orgeln und abertausend Vieder  
Friede und Liebe verkünden, sie erzählen uns wohl,  
daß sie längst nicht mehr dem Worte glauben, das  
aus den Kirchen der Erde zu ihnen dringt, weil die  
Taten der Menschen anders zu ihnen reden. Gehen  
wir in diesen Tagen über die Märkte und blicken  
wir der tausendfältigen Qual der stummen Kreatur  
ins Auge, die geschunden wird zur höheren Ehre  
ihres menschlichen Gebieters. Neben den Opfern der  
Jagd, eines ganz und gar nicht „edlen“ Weidwerkes,  
das Rehen und Hirschkühen mit Dumbungschöpfen  
den Leib aufreißt und den Hasen Schrotladungen ins  
Bauchfell jagt, hängen die Mastgänse, denen man  
wochenlang Erstlingsfälle bereitet, bis man sie  
abstakt, womöglich schwärze, weil ein grausamer  
Ritus es besteht: da vereinen sich den vulgären  
Gänsen im Tode vornehme Kapaune, an denen man,

kaum daß sie dem Ei entschlüpft waren, die schmerz-  
hafte Prozedur des Kastrierens vornimmt, nur um  
der Gaumenlust weniger willen, und die man in be-  
sonders raffinierten Schlächtereien vor dem Ab-  
schneiden mit Glühwein anfüllt, ihnen den Schlund  
verbreunend, damit der Schlund des prassenden  
Menschen angenehmer getriest werde. Und über alles  
Leiden der gejagten und gemästeten Kreatur geht  
das der stummen Fische ins gläsernen, ewig offe-  
nen Augen blicken sie uns an, immer traurig,  
immer staunend; aus winterlicher Ruhe, die sie im  
Schlamm unter der schützenden Eisdicke genossen,  
hat man sie aufgeschneit und nun tagelang in Ton-  
nen, in denen sie einer am anderen liegen und in  
einer schleimigen Zudel vergebens nach Sauerstoff  
schnappen, geschüttelt, bis sie hier zum Kaufe feil-  
geboten wurden. Nun wird es freilich lichter und  
freier in der Tonne, weil einer nach dem anderen in  
die Einkaufstasche wandert. Aber diese Wanderung  
ist mit dem rohen Zugriff eines Schlächters ver-  
bunden, der den Körper in den Augenhöhlen saßt,  
auf die Woge wirft, ihm die Flossen anreißt, ihm  
die Därme beinahe aus dem Leibe drückt, um der  
gründigen Frau sagen zu können, ob es ein Rogner  
sei! Diese Wanderung endet mit einer Abschlagung,  
bei der Ungeklärtheit, Unwissen und Rohheit Pate  
stehen. Nur scheinbar erschlagen tritt der geschundene  
Fisch die Fahrt zur Küche an, und könnte er den-  
ken, er würde noch für den ungeschickten Hieb auf  
den Kopf danken, der ihm vielleicht das Los erpart,  
das anderen Artgenossen zuteil wird, von der Köchin

lebendig aufgeschlitzt zu werden. Zahllos stehen sich  
die Beispiele vermehren der Torturen, die man tag-  
täglich mit der Haut hunter Straßenbilder auf-  
nimmt, gegen die man abgestimmt ist, die man als  
unabänderlich ansieht und über die man sich allen-  
falls mit dem größeren Leide der verfluchten Mensch-  
heit tröstet.

Und das ist freilich nicht nur ein Schlafmittel  
für erregbare Gewissen, sondern ein oft gebrauchtes  
und immer wieder einleuchtendes Argument, daß  
Menschenschlag über Tiereschlag gehe. Wir füttern  
hungrige Spagen und wissen, daß zur selben Zeit,  
da diese grauen Proletarier des geflügelten Tier-  
reichs sich um die Brotkrumen balgen, Myriaden  
von hungrigen Menschen in allen Teilen der Erde  
für ein Stück Brot dankbar wären; wir wehren uns  
gegen die Grausamkeit von Schlächtern und Vieh-  
händlern und haben doch geringsam unsere Sinne  
menschliches Siechtum, menschliches Leiden in den  
Spitälern, in Krankenzimmern, Arbeitsstätten zu  
grausen Bildern gestalten lassen. Eines Fisches glä-  
serner Blick macht uns eifrig im Menschlichen, aber  
haben wir nicht die Pflicht, zuerst den Menschen zu  
helfen? Wären die Leiden der Tiere nicht gering  
gegen die Schmerzen, die etwa die Salben der  
Schoberpolizei über das Volk von Wien gebracht  
haben?

Ja, dem mag so sein; es sei angenommen, daß  
es zwischen Leben und Leben Wertunterschiede gibt.  
Aber steht die Frage nicht gerade umgekehrt? Wür-  
den Menschen auf Menschen schießen, wenn sie vor-



## Friede auf Erden? Dann hört mit diesem Spiele auf!

Ich hab' keinen ganzen Kock am Leib, die Kleine  
hat keine Schnitz' und 's Weib ist krank vor lauter  
Kummer und Sorg'. Nicht einmal an' Baum  
hab'n wir g'habt. Ich pfeif auf die Weihnachtsen.  
Grad, daß wir untere Stub'n haben bißl heizen  
können, sonst hätten wir nicht einmal gewußt,  
daß Heiliger Abend is' . . .“

Also der Arbeitslose.

Man brauchte eigentlich diesen vermutlichen  
Antworten, die natürlich keine der Millionen  
Antworten des wirklichen Lebens porträtierten  
sollen und können, nichts hinzuzufügen. Wie  
wissen alle, daß das Weihnachtsfest, das angeblich  
alle Menschen mit gleicher Liebe und gleichem  
Glück umfängt, in Wahrheit erst recht den Tren-  
nungstrich offenbart, der durch die Gesellschaft  
gezogen ist. Dem Luxus, dem üppigen Wohlleben,  
aus der Arbeit der andern geschaffen, steht die  
Dürftigkeit, die Not, das Elend der Arbeitenden  
und der unfreiwillig zum Feiern (nicht zum Feiern  
feiern) Gezwungenen gegenüber. Der Unterschied  
zwischen den letzten zwei Antworten ist nicht  
groß, kann nicht groß sein: vielleicht hungert übers

Jahr der erste, und der zweite kann sich wieder  
einmal ein Hemd kaufen. Wie teuer, so wird  
es beiden auch im nächsten Jahr, so oder so,  
brüderlich oder grausam hart, das Unrecht zu Be-  
wußtsein kommen, das Verleugerters und Autos,  
oder ein Paar Strümpfe, oder aber nicht einmal  
diese verteilt.

Tausendmal gesagte Wahrheiten. Wir Sozi-  
alisten legen sie dennoch immer wieder, weil wir  
sie immer wieder fühlen, und so lange diese Wahr-  
heit besteht. Und am Fest der Liebe und Freude  
sagen wir's umso lauter, je schmerzhafter wir es  
empfinden.

Aber heute nicht und niemals ergeben wir  
uns dem Schmerz. Das kleine Freudenlicht,  
das am Weihnachtsabend im Zimmer des Arbeit-  
ers leuchtet, es hat doppelten Glanz, weil in ihm  
die Hoffnung auf das bessere Morgen brennt.  
Und selbst in der düstern Stube des Arbeitslosen  
glimmt, wir wollen es hoffen, an diesem Tage  
ein Funke, entflammte vom Kämpferwillen zu  
einer glückseligen Zukunft. Wir wollen uns allen  
einmal ein „Christkindl“ bringen, wie es schöner  
die Welt noch nicht gesehen hat!

## Mit 92 Jahren noch arbeiten müssen!

Im Blatt der „Land- und Forstarbeiter“  
lesen wir: In Warnsdorf, direkt an der  
Reichsgrenze vor Seiffenwerdersdorf, im Hause 215,  
wohnt sein Jahren eine bitterarme, alte Frau,  
die „Zuid-Mestl“. Sie ist wohl die älteste Frau  
der Stadt, sicherlich aber die älteste Arbeit-  
lerin von ganz Nordböhmen. Am  
5. Dezember d. J. feierte Theresia Schmidt ihren  
92. Geburtstag. Obwohl fast erblindet, muß das  
alle Mütterchen noch immer ihre Hauswirtschaft  
allein besorgen und arbeitet auf Broterwerb. Sie  
ist als Handtreiberin für eine benachbarte Fabrik  
tätig und geht noch immer mit dem Müllersorbe  
die Arbeit holen und abliefern. — Wie reimt sich  
damit die Stellung der Regierungsparteien, die  
solche alte Leute aus der Altersversicherung aus-  
schließen und für die auch der geistliche Vater  
Seydamek als Minister für soziale Fürsorge nichts  
übrig hat, zusammen? Hier sieht man ein Chris-  
tentum in die Praxis umgesetzt, vor dem einen  
das Grausen erfaßt. Das Parlament hat vor  
Jahren einen 130-Millionen-Fond für die über

60 Jahre alten Arbeiter geschaffen. Die Regelung, die nun gedrängt wird, einen Gesetzesentwurf über die Verwendung vorzulegen, erklärt durch den Mund des Ministers Paier Schramel, dies sei unmöglich, weil aus der für diesen Zweck bestimmten Steuer nicht die entsprechenden Einnahmen einlangen.

Für alles ist Geld da, nur nicht für die alten Arbeiter. Sie waren gut genug zum Ausbeuten, können sie nicht mehr, so sollen sie nach der Ansicht der Herrschaften elend verrecken. Soll sich die arbeitende Bevölkerung wirklich auf die Dauer solche Zustände gefallen lassen?

**Auch in Südbavarien!** Unsere Genossen in Rauburg (Südbavarien) haben der Gemeindevahl noch 170 Stimmen mehr als bei der Stichwahl vor einigen Monaten aufgebracht, die schon ein so großer Erfolg war: sie haben ihre Mandatszahl verdreifacht. 12 Sozialdemokraten sitzen jetzt in der Stadtvertretung von 41 Mitgliedern. Den größten Verlust hatten die Rationalen, Sozialisten.

**Furchtbarer Tod einer jungen Genossin.** Genossin Theresia Müller, eines der treuesten und fleißigsten Mitglieder der Ortsgruppe Wildstein des Sozialistischen Jugendverbandes, ist am Dienstag nachmittag an ihrem Arbeitsplatz tödlich verunglückt. Genossin Müller war in der Wildsteiner Ton- und Schamottewarenfabrik beschäftigt und arbeitete beim Elevator. Dienstag nachmittags stürzte sie auf bisher noch unaufgeklärte Weise in den Aufzugschacht, der etwa zwölf bis fünfzehn Meter tief ist, und blieb mit zerstückelten Gliedern tot liegen. Der Tod der Genossin Müller bedeutet für ihre Familie einen furchtbar schweren Schicksalsschlag, denn sie war von zwölf Kindern das Älteste und ihrer Mutter wie den kleineren Geschwistern eine tüchtige Stütze und Helferin. Noch nicht zwanzigjährig, in der Blüte ihrer Jugend, ist sie ein Opfer der Arbeit geworden.

**Internationaler Kongress der Freidenker.** Der Dritte Internationale Kongress der Freidenker findet vom 4. bis 8. Jänner 1928 im Volkshaus in Wien statt. Auf der Tagesordnung stehen folgende Referate: Rationalisierung der proletarischen Bildungsarbeit (Kuitpold Stern, Wien); Internationalisierung der Kultur- und kirchenpolitischen Gesetzgebung (Frankl, Wien); Der Marxismus und seine Interpretationen (Sternberg, Berlin); Ideologische Probleme im Klassenkampf (Stievers, Berlin); Die Arbeit in der Freidenkerbewegung nach der Eroberung der politischen Macht (Lufatschewski, Moskau); Marxismus und Psychologie (Hartwig, Brunn). Außerdem findet am 7. Jänner eine Massenversammlung statt.

**Bei dem in Paris verhafteten Bandendirektor Rubinstein,** dem betrügerische Emission von Aktien im Werte von sechs Millionen Franken und betrügerische Bankoperationen vorgeworfen werden, handelt es sich um einen ehemaligen russischen Staatsrat und Generalkonsul, der während des Krieges zu den Freunden Rasputins gehörte und als dessen finanzieller Vertrauensmann galt. In der Inflationszeit versuchte Rubinstein auch in Deutschland Geschäfte zu machen. Da ihm aber hier kein Glück blühte, reiste er nach Paris, wo ihm jetzt sein Schicksal ereilt hat. Rubinstein machte übrigens vor wenigen Tagen dadurch von sich reden, daß er, dem Beispiel Wilhelms des II. folgend, einen Prozeß gegen die Berliner Piscator-Bühne anstregte, weil auch seine Person in dem dort aufgeführten Stück „Rasputin“ vorkomme.

**Wegen fahrlässiger Tötung und fahrlässiger Körperverletzung** verurteilte das erweiterte Schöffengericht Essen den früheren Flugzeugführer Walter Klöter zu drei Wochen Gefängnis. Der Pilot war der Führer des Flugzeuges, das am zweiten Pfingstfeiertag bei einer Flugveranstaltung auf dem Essener Flugplatz abstürzte, wobei eine Person getötet und sieben Personen verletzt wurden. Der Flugzeugführer soll fahrlässig gehandelt haben. Bei der Strafzumessung wurden dem Angeklagten man-

her gelernt hätten, gegen Tiere menschlich zu sein? Ist der Blutrausch karabiniertwehrender Ordnungsbestien, die weit und breit keinen Gegnern, sondern nur stehende Opfer sehen, in die sich's so herrlich hineinknallen läßt wie in Hasen, nicht eben dasselbe Gefühl, das eine Jagdgesellschaft beim „edlen Weidwerk“ so frühlich auf wehrloses Wild schießen läßt? Mag sein, daß wir andere Sorgen als den Tierschutz haben, solange Menschen keinen Schutz gegen Unrecht und Gewalt genießen. Aber wir werden Unrecht und Gewalt nicht ausrotten, solange wir dem Tier, dem wehrlosesten der wehrlosen Wesen, Recht und Schutz vorenthalten. Und solange es recht und billig ist, einen Fisch, ein Huhn, einen Hund zu martern, solange werden wir vergebens versuchen Menschlichkeit überhaupt zu wecken. Die Hinrichtung eines Rasenmörders sollte an unsere Menschlichkeit rühren, während unschuldige, wehrlose Tiere gequält werden dürfen? Wir verlangen Verständnis und Milde für die Leiden des gefangenen Verbrechers, der für seine Tat verantwortlich war und als Schädling der Gesellschaft seine Strafe erleidet, und wir lassen zu, daß Wesen, die wir doch nicht strafen wollen, weil wir die unverantwortliche Natur nicht strafen können, mutwillig den furchtbarsten Qualen unterworfen werden. Das Rechtsgefühl der Menschen hat hier eine Lücke, die unserer ganzen Ethik verhängnisvoll werden kann.

Von der Schulphilosophie wie gegen Rants lateinischer Imperativ als Grundlage der Sittlichkeit oft eingewandt, er sei für viele unserer Handlungen

# Wissenschaftliche Arbeiten des Internationalen Arbeitsamtes.

## Eine Uebersicht über internationale sozialpolitische Literatur.

Außer der Vorbereitung der internationalen Vereinheitlichung oder Ausgleichung der Sozialgesetzgebung obliegt dem Internationalen Arbeitsamt die Sammlung und Verbreitung sozialpolitischer Kenntnisse. Auf diesem Gebiet wird viel nützliche Arbeit geleistet.

Ein Beispiel ist die Sammlung sozialpolitischer Gesetze, die unter dem Titel „Gesetzreihe“ herausgegeben wird. Schon der Umfang der Sammlung hat von Jahr zu Jahr zugenommen. Der letzte vollständige Jahrgang 1924 hat über 2000 Seiten und der Jahrgang 1925 wird noch stärker sein. Eine Ergänzung zur Gesetzreihe bildet die Sammlung der Arbeitsrechtsprechung, in der die wichtigsten richterlichen Entscheidungen aus einer Reihe von Ländern abgedruckt sind.

Im Erscheinen begriffen ist eine große Arbeit über das Recht der beruflichen Vereinigung. Der erste Band, der bereits vorliegt, enthält die rechtsvergleichende Darstellung. Das Amt sammelt auch die zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen abgeschlossenen Kollektivverträge zur Regelung der Arbeitsbedingungen. Diese Sammlung ermöglicht die befriedigende Beantwortung zahlreicher Anfragen, die an das Amt gelangen.

Eine Erhebung über die Arbeitsverhältnisse in Bergwerken geht dem Abschluß entgegen. Ihre Ergebnisse werden Abschluß geben über die Löhne, die Arbeitsdauer usw. im Bergbau der wichtigsten Kohle produzierenden Länder.

Im Gang befinden sich Untersuchungen des Amtes betreffend die Arbeitszeit der Angestellten und die damit in Verbindung stehende Frage des Lebenschlusses, ferner über die Arbeitszeit der Eisenbahner und der Kraftwagenführer. — Früher schon wurde eine Schriftenreihe über die Arbeitsdauer in den verschiedenen Ländern veröffentlicht.

Regelmäßig werden Angaben gesammelt über die Reallohne in den bedeutendsten Hauptstädten der Welt.

Hervorhebenswert sind Untersuchungen des Amtes über die Arbeit der Frauen vor und nach der Niederkunft sowie über die Kinderarbeit bei Filmaufnahmen.

Ueber das Wohnungswesen in Europa wurde vor drei Jahren ein Buch herausgegeben, von dem eine verbesserte und erweiterte Neuauflage vorbereitet wird. Auf Anregung des Internationalen Städteverbandes wird eine Erhebung über die Verfahren der Wohnungsstatistik durchgeführt.

Das Problem der Berufsberatung bildet den Gegenstand im Gang befindlicher Studien, ebenso die Fragen der Berufsausbildung zurückgebliebener und abnormaler Kinder usw.

Für die Internationale Wirtschaftskonferenz hat das Internationale Arbeitsamt eine Reihe von Arbeiten beigegeben; sie betreffen das Niveau der Lebenshaltung der Arbeiter in den verschiedenen Ländern, die Vergleichung

cherlei Milderungsgründe zugute gehalten, u. a. auch, daß der Motor des Flugzeuges plötzlich versagte.

**Explosion im Schacht.** Aus Kattowitz wird berichtet: Auf der Kohlengrube in Mislowitz erfolgte in einer Tiefe von 300 Metern eine Kohlenstaubeexplosion, wobei ein Bergarbeiter getötet und vier Bergarbeiter sowie ein Obersteiger schwer verletzt wurden.

**Drei Eisenbahner ertranken.** Wie aus Rybnik eintreffende Eisenbahner berichten, sind drei ihrer Kollegen aus Oberschlesien während einer neunstündigen Fahrt auf einem Güterzuge auf der Strecke Kattowitz-Warschau ertrunken. Die drei Eisenbahner sind unter der Wirkung der Kälte eingeschlafen und fanden so den Tod.

nicht richtunggebend. Wir wüßten etwa sehr gut, daß es unsittlich sei, ein Tier zu quälen, zu den „Maximen eines Gesetzgebers“ aber gehöre es nicht, die Tierquälerei für unsittlich zu erklären. Hier klafft der Sprung in der bürgerlichen Ethik: es ist natürlich Pflicht eines Gesetzgebers, das Recht der Tiere zu schützen, weil er andernfalls mit ihm auch das Recht der Menschen preisgäbe. Mehr als andere Erziehungsfragen bewirkt die Aufzucht. Wir können nicht glauben, daß Kinder, die auf der Straße Zeugen bestialischer Tierquälereien werden, zu guten Menschen erzogen, daß ihre brutalen Instinkte verdrängt werden. Der Anblick des geprägten Pferdes, des genarteten Fisches, des verwendenden Schlachtieres wird Kindern unvergänglich bleiben. Nur bei wenigen wird Grauen und Mitleid aus der Erinnerung entstehen, bei den meisten wird blutige Leidenschaft lebendig, die später furchtbare Verbrechen zeitigen kann. Ganz klar liegt das erzieherische Problem bei der Frage der Vivisektion, der „wissenschaftlichen“ Tierquälerei; kein Geringerer als Hyrtl — als Mediziner genau wie andere Vivisektionsgegner (Schwenninger, Riemer, Bell, Ferguson usw.) nicht minder bedeutend denn die graduerten Folterknechte — erklärte einmal, niemand könne so borniert sein, zu glauben, daß der Vivisektor, der einer Hündin den Bauch aufschneidet und ihr die Jungen zum Leben gebe, am Krankenbett Erbarmen zeigen werde. Alles angebliche wissenschaftliche Interesse, das sehr oft nur vorgetäuscht wird (der Anatom Strauch sagt: „Man quält aus Neugierde, aus Gewohnheit, aus

der Kleinhandelspreise, der Konsumvereine und der privaten Händler, die Rolle der Genossenschaften im internationalen Handel mit Getreide und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, den Anteil der Arbeitskosten an den Gesamtkosten der landwirtschaftlichen Produktion usw.

Außer den für die Weltwirtschaftskonferenz beigegebenen Monographien über landwirtschaftliche Probleme wurde eine Reihe weiterer Studien über landwirtschaftliche Sozialpolitik ausgeführt.

Andere Arbeiten des Amtes beziehen sich auf Fragen der Arbeitslosigkeit, die Wanderbewegung, die Berufsunterschiede der Steinmetzen, der Schmied- und Schmied- und Korallenfischerei und bei der Gewinnung unterseeischer Produkte im allgemeinen. Ueber den Straußentzug und Unfallschutz der Seeleute steht eine Untersuchung bevor. Auf Veranlassung des Völkerbundes wird eine Erhebung über die Arbeitsverhältnisse in der Binnenschifffahrt ausgeführt.

Die Abteilung des Amtes, die speziell mit Arbeitsfragen Rußlands befaßt ist, hat im Jahre 1927 einen Band über die Gewerkschaftsbewegung in Rußland herausgegeben, dem reichliche dokumentarische Nachweisungen beigegeben sind. Ein zweiter Band über die russische Genossenschaftsbewegung befindet sich in Bearbeitung, ebenso eine Studie über Sozialversicherung in Rußland.

Im vorstehenden wurde ein Ueberblick über die wichtigsten jüngsten Arbeiten gegeben. Weitere Aufgaben stehen bevor. Sie ergeben sich namentlich aus der Durchführung der von der letzten Tagung der Internationalen Arbeitskonferenz angenommenen Beschlüsse. Es sind beispielsweise zu nennen eine Erhebung über die Regelung des Arbeitsvertrages in den verschiedenen Ländern, dann ein neuer Bericht über die Schwankungen der Löhne während der letzten Jahre; eine Neubearbeitung der Studie über Familienlöhne; eine umfangreiche Erhebung über die Nutzung der Freizeit der Arbeiter und andere Gegenstände. Zuletzt sei noch die Enquete über die sozialen Lasten erwähnt, die sich im Gang befindet. Sie wird auf Veranlassung der britischen Regierung durchgeführt, und ihre Ergebnisse werden voraussichtlich der Internationalen Arbeitskonferenz von 1928 vorgelegt werden können.

**Eine Selbstmordepidemie in Laibach.** In der letzten Zeit ist in Laibach eine Selbstmord-epidemie zu beobachten. Innerhalb der letzten vierzehn Tage waren neun Selbstmordfälle zu verzeichnen.

**Das schönste Geschenk.** Die Organisation für Urlaubsbereisen in Bodenbach macht auf die nächstjährigen „Ura“-Ferienfahrten neuerdings aufmerksam. Verlangt ausführlichen Prospekt gegen 8 K. Portofreischluß von der Urlaubs-Reise-Organisation, 214 Bodenbach a. E. Diese vermittelt auch billige Erholungsreisen in ihrer Pension in Abbazia. Sonderprospekt „Abbazia“ gegen 2 K. erhältlich.

**Die Ziehung der Esellenlotterie** zu Gunsten des Erholungsheimes in Rentau bei Leitmeritz findet am 28. Dezember um 10 Uhr vormittags statt. Die Lotterie ist mit wertvollen Treffern

ausgestattet, K 100.000.— in bar, oder eine Automobiline, Treffer von K 25.000.—, K 5000.—, viele Treffer von K 2000.—, K 1000.— und mehreren Tausenden kleinen Treffern. Nach der Ziehung erscheint sofort die Ziehungsliste und die Einleitung bezüglich Behebung der Treffer. Allen Menschen, die noch fördernd dieses soziale Werk unterstützen wollen, ist noch Gelegenheit geboten, Lose bei dem Vorsitzenden des Lottereausschusses, Stadtrat Ernst Popowitsch, beide in Leitmeritz, zu bestellen. Das Los kostet K 5.—. Am 27. Dezember aufzugebene Geldbeträge nehmen an der Ziehung teil.

**Tiefe Niedergelassenheit herrscht in den Reihen der Antifemiten,** seit Henri Ford sein Pamphlet, der „Internationale Jude“, aus dem Buchhandel zurückgezogen hat. Henri Ford in der Front des Antifemismus, das war eine Hoffnung auf eine Renaissance des Antifemismus im großen Stile. Weniger um des Namens des Automobilkönigs, als um seines Geldes willen. Henri Ford, das verhielt Geld für antifemistische Heber in Hülle und Fülle. Das alles ist vorbei. Nichtsdestoweniger haben die deutschen Antifemiten das Buch von Ford weiter vertrieben, bis nun Ford selbst dem ein Ende gemacht hat. In einem Briefe an den deutschen Antifemitenhüpfel, Theodor Frisch, hat er ausdrücklich erklärt, daß er als Ehrenmann seine Ansichten gegen die Juden öffentlich zurücknehme und Frisch ausdrücklich verbiete, die deutsche und spanische Ausgabe seines Buches weiter zu vertreiben.

Darauf hat Frisch in einem wehleidigen Briefe geantwortet, der nicht um seines Inhaltes, aber um seines Tones willen bemerkenswert ist. Er schreibt dem Automobilkönig: „Ihre Entscheidung vom 1. November 1927 ist tief zu beklagen, weil dadurch ein unschätzbares Geistesgut der Menschheit verloren geht. Im großen und ganzen ist Ihr Buch eine tapferere Tat und eine Streittat; der Wahrheit gegen das Lügenwort einer schamlosen und brutalen Verschwörergesellschaft. Die Herausgabe dieses Buches bleibt die bedeutendste Tat Ihres Lebens. Es wird der Nachwelt noch Ihren Ruhm verbunden, wenn Ihre gewaltigen wirtschaftlichen Leistungen längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Und nun kommen jene Schacherseelen, denen alles Große und Erhabene verhasst ist, sie wollen jenes leuchtende Geistesganzen zu einer trüben Dämonen verkleinern. Nein, großer Henri Ford, zu solchen Judasdiensten dürfen Sie nicht die Hand bieten. Es gab eine Zeit, da haben alle Denkenden und Ehrlichen in der Welt erwartungsvoll zu Ihnen ausgeblickt, als dem Bringer der Erlösung. Ford, der geniale und gewaltige Unternehmungsgeist der finanziell Unbesiegbare, er wird die Ketten sprengen, allen die Freiheit bringen. So war die Erwartung. Und nun dieser Ausgang!“

Wäre Ford nicht Ford, ein Schlammfüßel von Verleumdungen hätte sich über ihn ergossen, als er sein Buch zurückzog. So rutschen die deutschen Antifemiten vor ihm auf dem Bauch und beweihräuchern ihn widerlich. Warum? Weil sie sein Geld riechen, diese Herren, die über den Materialismus der Welt wehklagen!

**Eine sozialistische Frauenschule in der Schweiz.** Am 7. und 8. Januar 1928 wird im Volkshaus in Olten ein sozialistischer Wochenkurs für Frauen stattfinden. Hauptrednerin wird Genossin Emmy Freundlich (Wien), Mitglied des österreichischen Nationalrats, sein, die in der internationalen Genossenschaftsbewegung eine führende Stellung einnimmt. Folgende Themen werden behandelt werden: Organisationsfragen; sozialistische Aufbauarbeit (mit spezieller Berücksichtigung des Wohnungsproblems); sozialistische Erziehungsarbeit.

**Die Stiefmutter ertrinken.** In Cufiovoce bei Sina ertrank der 38jährige Bauer Michael Kolomaznik seine Stiefmutter Alena Kolomaznik, der er mit einem eisernen Gegenstand den Kopf einschlug, worauf er den Leichnam in den Bach warf. Seine Tat soll er wegen Hasses und zerrütteter Familienverhältnisse begangen haben.

**Fremdenlegion und Gewerkschaften.** Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hat wegen der im besetzten Gebiet systematisch vorgenommenen Rekrutierungen von jungen Deutschen für die Fremdenlegion ein Schreiben an die französische Gewerkschaftszentrale gerichtet. Diese hat nunmehr beschlossen die „skandalösen Praktiken“ zu untersuchen und bei den zuständigen Stellen dagegen zu protestieren.

# 500 Arbeiter am Heiligen Abend auf die Straße gesetzt.

Berlin, 24. Dezember. (Eigenbericht.) Ein neues Beispiel rücksichtsloser Unternehmerrückwärts blickt die Hannoverer Maschinenfabrik, die dem großen Lothringerkonzern angehört. Da die von der Fabrik hergestellten Kleinautos zu Ende des Jahres gewöhnlich vorübergehend nur einen kleinen Absatz finden, hat die Fabrik schon vor einigen Monaten 3700 Arbeiter entlassen. Heute, einen Tag vor Weihnachten, sind wiederum 500 Arbeiter auf die Straße gesetzt worden. Bei einigem guten Willen bestand die Möglichkeit, auf Vorrat zu arbeiten, denn voraussichtlich wird der Absatz gegen das Frühjahr zu wieder erheblich größer werden. Um aber an Zinsen zu sparen, werden die Arbeiter jetzt entlassen, später aber wird man wieder an sie die Forderung stellen, Überstunden in großer Zahl zu machen

ausgestattet, K 100.000.— in bar, oder eine Automobiline, Treffer von K 25.000.—, K 5000.—, viele Treffer von K 2000.—, K 1000.— und mehreren Tausenden kleinen Treffern. Nach der Ziehung erscheint sofort die Ziehungsliste und die Einleitung bezüglich Behebung der Treffer. Allen Menschen, die noch fördernd dieses soziale Werk unterstützen wollen, ist noch Gelegenheit geboten, Lose bei dem Vorsitzenden des Lottereausschusses, Stadtrat Ernst Popowitsch, beide in Leitmeritz, zu bestellen. Das Los kostet K 5.—. Am 27. Dezember aufzugebene Geldbeträge nehmen an der Ziehung teil.

**Tiefe Niedergelassenheit herrscht in den Reihen der Antifemiten,** seit Henri Ford sein Pamphlet, der „Internationale Jude“, aus dem Buchhandel zurückgezogen hat. Henri Ford in der Front des Antifemismus, das war eine Hoffnung auf eine Renaissance des Antifemismus im großen Stile. Weniger um des Namens des Automobilkönigs, als um seines Geldes willen. Henri Ford, das verhielt Geld für antifemistische Heber in Hülle und Fülle. Das alles ist vorbei. Nichtsdestoweniger haben die deutschen Antifemiten das Buch von Ford weiter vertrieben, bis nun Ford selbst dem ein Ende gemacht hat. In einem Briefe an den deutschen Antifemitenhüpfel, Theodor Frisch, hat er ausdrücklich erklärt, daß er als Ehrenmann seine Ansichten gegen die Juden öffentlich zurücknehme und Frisch ausdrücklich verbiete, die deutsche und spanische Ausgabe seines Buches weiter zu vertreiben.

Darauf hat Frisch in einem wehleidigen Briefe geantwortet, der nicht um seines Inhaltes, aber um seines Tones willen bemerkenswert ist. Er schreibt dem Automobilkönig:

„Ihre Entscheidung vom 1. November 1927 ist tief zu beklagen, weil dadurch ein unschätzbares Geistesgut der Menschheit verloren geht. Im großen und ganzen ist Ihr Buch eine tapferere Tat und eine Streittat; der Wahrheit gegen das Lügenwort einer schamlosen und brutalen Verschwörergesellschaft. Die Herausgabe dieses Buches bleibt die bedeutendste Tat Ihres Lebens. Es wird der Nachwelt noch Ihren Ruhm verbunden, wenn Ihre gewaltigen wirtschaftlichen Leistungen längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Und nun kommen jene Schacherseelen, denen alles Große und Erhabene verhasst ist, sie wollen jenes leuchtende Geistesganzen zu einer trüben Dämonen verkleinern. Nein, großer Henri Ford, zu solchen Judasdiensten dürfen Sie nicht die Hand bieten. Es gab eine Zeit, da haben alle Denkenden und Ehrlichen in der Welt erwartungsvoll zu Ihnen ausgeblickt, als dem Bringer der Erlösung. Ford, der geniale und gewaltige Unternehmungsgeist der finanziell Unbesiegbare, er wird die Ketten sprengen, allen die Freiheit bringen. So war die Erwartung. Und nun dieser Ausgang!“

Wäre Ford nicht Ford, ein Schlammfüßel von Verleumdungen hätte sich über ihn ergossen, als er sein Buch zurückzog. So rutschen die deutschen Antifemiten vor ihm auf dem Bauch und beweihräuchern ihn widerlich. Warum? Weil sie sein Geld riechen, diese Herren, die über den Materialismus der Welt wehklagen!

**Eine sozialistische Frauenschule in der Schweiz.** Am 7. und 8. Januar 1928 wird im Volkshaus in Olten ein sozialistischer Wochenkurs für Frauen stattfinden. Hauptrednerin wird Genossin Emmy Freundlich (Wien), Mitglied des österreichischen Nationalrats, sein, die in der internationalen Genossenschaftsbewegung eine führende Stellung einnimmt. Folgende Themen werden behandelt werden: Organisationsfragen; sozialistische Aufbauarbeit (mit spezieller Berücksichtigung des Wohnungsproblems); sozialistische Erziehungsarbeit.

**Die Stiefmutter ertrinken.** In Cufiovoce bei Sina ertrank der 38jährige Bauer Michael Kolomaznik seine Stiefmutter Alena Kolomaznik, der er mit einem eisernen Gegenstand den Kopf einschlug, worauf er den Leichnam in den Bach warf. Seine Tat soll er wegen Hasses und zerrütteter Familienverhältnisse begangen haben.

**Fremdenlegion und Gewerkschaften.** Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hat wegen der im besetzten Gebiet systematisch vorgenommenen Rekrutierungen von jungen Deutschen für die Fremdenlegion ein Schreiben an die französische Gewerkschaftszentrale gerichtet. Diese hat nunmehr beschlossen die „skandalösen Praktiken“ zu untersuchen und bei den zuständigen Stellen dagegen zu protestieren.



# Gerichtssaal.

## „Sie trägt den Namen Benito Mussolinis . . .“

### Die Parteiloyalität, die zum Morde berechtigt.

Am 15. Dezember ist von den Mailänder Geschworenen ein Wahrspruch gefällt worden, der in furchtbarer Weise zeigt, in welche Hände Leben und Gesundheit der italienischen Bürger heute gegeben sind. Die ganze Verhandlung hat uns einen Auschnitt aus der Tagesgeschichte des Faschismus geliefert, die jeden Kulturhistoriker interessieren sollte, als erschütternder Beweis dafür, wie leicht es ist, auch in einem alten Kulturvolk, durch neue Machtverhältnisse das normale Rechtsbewußtsein zu erschüttern.

Am 3. Oktober des vorigen Jahres fuhr der Professor am Polytechnikum von Mailand, Graf Benino, in einem geschlossenen Auto mit seinen fünf kleinen Kindern durch den Ort Cologno bei Mailand. Benino war als Sozialist bekannt, der bis zu ihrer Auflösung der Nationalistischen Partei angehört hatte. Die Faschisten von Cologno organisierten daher, unter der Führung des lokalen Parteisekretärs, eines 34jährigen Apothekers D'Amico, eine

#### Jagd auf das Auto mit dem Rest kleiner Kinder.

Es waren schon mehrere Schüsse abgegeben worden, aber das Gefährt hatte doch einen Vorsprung vor den Verfolgern. Da rief D'Amico: „Kann denn niemand den Schuß anhalten?“ Das galt dem 22-jährigen faschistischen Fischer Ferruzzi als ein Befehl: er warf sich auf sein Zweirad, fuhr dicht an das Auto heran und schöß zweimal auf dessen Vordach. Dann kam er zum Auftragsgeber zurück, der ihn fragte: „Haben Sie geschossen?“ und zur Antwort bemerkte: „Es ist gut so“. Das achtjährige Töchterchen Beninos war durch eine Revolverkugel ins Rückgrat getroffen. Nach Tage hat es in Lebensgefahr geschwebt, noch heute ist es bettlägerig und hat dauernden Schoden davongetragen, da ein Bein gelähmt bleibt. Dies der Hergang, wie er aus dem Prozeß hervorging. Ferruzzi gab alles zu. D'Amico leugnete den Auftrag zum Schießen: Er hätte nur befohlen, das Auto aufzuhalten. Wahrscheinlich wäre man dann mit Knüppeln über alle fünf Kinder hergefallen! Festgestellt wurde weiter, daß D'Amico, gegen den Prozesse wegen anderer Gewalttaten schweben, am Tage der Tat auch einen zwölfjährigen Knaben geprügelt und mißhandelt hatte, weiter, daß er zwei Zeugen befohlen hatte, auszulagen, aus dem Auto wäre geschossen worden. Diese Behauptung konnte Benino vägen strafen, da alle Fenster geschlossen waren. Der Hergang war

entschiedlich, aber der Prozeß war doch noch schlimmer. Der Podestat (Vorsteher) des Ortes sagte zugunsten des Angeklagten D'Amico aus, er hätte nie aus persönlichem Interesse gehandelt. Ein Podestat eines Nachbarortes entlastete D'Amico noch weiter, indem er sagte, er wäre betrunken gewesen. Ein anderer sagt aus, daß ihm D'Amico nach der Tat sagte: „Wir haben's nicht schlau genug gemacht.“ Ein Centurione der Miliz sagte zugunsten D'Amicos, daß er „sogar seine eigenen Interessen aus Liebe zur Partei vernachlässigte“. Der Provinzialsekretär von Mailand fand nicht Worte genug, um den faschistischen Eifer und die Disziplin D'Amicos zu verberrlichen, während er Benino als „bekanntem Umstürzler“ darstellte. Nun wußten die Geschworenen, was sie zu tun hatten. Der Staatsanwalt beantragte zwar noch die Verurteilung wegen versuchten Totschlags und schwerer Körperverletzung, die Vertreter des Privatklägers zogen sich zurück und dann kamen die Reden der Verteidiger. Für Ferruzzi beantragte der Rechtsanwalt den Freispruch, weil er dem Befehl eines Vorgesetzten Folge geleistet hat; offenbar hätte man den Mann verurteilen müssen, wenn er das Kind nicht zum Krüppel geschossen hätte, wo D'Amico es so befohl. „Sein Uebermaß an Liebe darf D'Amico nicht zur Schuld gerechnet werden“, sagt der Verteidiger Gianterico, und fährt dann fort: „Auf der einen Seite haben wir D'Amico, Korrespondenten des „Popolo d'Italia“ seit 1920, mit einer Legitimation, um die ihn jeder beneiden kann. Sie trägt den Namen Benito Mussolinis. Seit 1920 Mitglied des Faschis. Aus dem Gefängnis, wo er seit einem Jahre Gerechtigkeit erwartet, schreibt er ergreifende Briefe, die immer mit dem Schrei enden:

#### „Es lebe der Duce! Es lebe der Faschismus!“

Auf der anderen Seite der Graf Benino, der mit vornehmer Offenheit seiner sozialistischen Ueberzeugung geständig ist.“ Nach dieser Gegenüberstellung sah jeder ein, daß der Sozialist Benino nur durch den Edelmut des Faschismus noch vier gesunde Kinder behalten durfte. Die beiden Totschläger wurden freigesprochen; die Geschworenen erklärten sie für die materiellen Urheber der Verletzung, aber ohne Absicht und ohne Fahrlässigkeit. Sie dachten, daß Revolverkugeln bei sozialistischen Kindern keinen Schaden anrichten!

Wo solche Prozesse möglich sind, da wahrhaftig sind die Grundlagen jedes gesellschaftlichen Zusammenlebens angegriffen.

### Dolmetz A.-G. als Arbeitgeber.

Die Dolmetz A.-G. engagierte im September 1924 einen Vertreter für ihre Spielzeugfabriken gegen Zusage von vier Prozent Provision. Im Dezember 1925 erhielt der Vertreter einen Brief, in dem ihm die Firma mitteilte, daß sie infolge der schlechten Zeiten gezwungen sei, im Anschluß an den Brief vom Jahre 1924 ihm die Provision wohl um ein Prozent zu erhöhen, dafür aber die Uebernahme eines 20prozentigen Deltredere zu verlangen. Der Vertreter erklärte sich mit dieser Bedingung einverstanden. In seinem Ersuchen mußte der Vertreter aber erfahren, daß die Firma nach seinem im März 1927 erfolgten Austritte ihm die Involvenzen des Jahres 1924 und 1925 unter das Deltredere einbezog.

Dies war Gegenstand der Verhandlung des Schiedsgerichtes der Prager Produzentenbörse und wie nicht anders zu erwarten war, gewann der Vertreter den Prozeß und die Dolmetz A.-G. wurde mit ihren Ansprüchen abgewiesen.

Es ist empörend, daß eine Firma vom Range der Dolmetz A.-G. eine solch unwillige Sklave einbringt. Man halte sich doch vor Augen, was das heißt, von einem Agenten, der von spartischer Provision lebt, rückwirkende Versicherungen gegen einen Verlust aus Geschäftsabwicklungen zu verlangen! Wie müssen erst die übrigen Arbeitsverhältnisse bei diesem Unternehmen ausschauen?

Die Dolmetz A.-G. war übrigens bei diesem Prozeß durch einen Jüngling vertreten, der sich mit übermäßigem Eifer weit über die Nöwendigkeit der Klage hinaus seiner Firma annahm. Auf die Frage unseres Gewährsmannes, ob er denn wirklich so gut entlohnt werde, gab er ihm zur Antwort: „Die Zeit, die ich mit solchen Angelegenheiten verbringen muß, muß ich nach Arbeitslohn kostenlos nachholen.“

Die reiche Dolmetz A.-G. läßt sich also von ihren Angestellten Ueberstunden schenken! Wir empfehlen dem überfertigen Jüngling, um den großen Wurzelpanorden der Dolmetz-Werke anzuschauen.

### Uebel belohnte Darmherzigkeit.

Prag, 23. Dezember. Eine arme Arbeiterfamilie namens Koval in Prag hatte dem 34jährigen Arbeiter Wenzel Endrys aus Oefstowitz bei sich übernachten lassen, weil er obdachlos war und die Leute, die selber arm sind, auflechte, ihn nicht brauchen dem Glend preiszugeben. Da die Familie, die drei Betten in einer einzigen Stube hat und bei der noch ein Asternier wohnt, dem Mann helfen wollte, verzichtete die Frau auf ihr Lager, um Endrys eine Lagerstelle freizumachen. Das ganze Sab und Gut der Arbeiterfamilie war ein Barvermögen von einigen Hundert Kronen, die in einer Tasche unter dem Strohsack aufbewahrt lagen. Am nächsten Morgen erklärte der Schlafgast, daß er weiterziehen wolle und seine Wohlfahrt wohl nicht mehr in Anspruch nehmen werde. Mann war er fort, da bemerkte die Frau zu ihrem Entsetzen den Verlust des Geldes, wohl aber fand man noch die leere Tasche unter dem Bett des Schlafgastes. Die Frau eilte auf die Polizei, die den Endrys aus-

forschte. Er hatte sich vor dem Senate des OUSA. Bouček wegen Diebstahls zu verantworten und leugnete natürlich. Aber es wurde ihm nachgewiesen, daß er angegeben hatte, nach Laun in Arbeit zu gehen, was nicht der Wahrheit entsprach, außerdem war eine Anzahl Vorstrafen wegen Diebstahls für ihn belastend. Das Geld hatte er natürlich in der Zwischenzeit verjubelt. Er erhielt dreizehn Monate schweren Kerkers.

### Ein Fahrradmarder.

Prag, 23. Dezember. Der vielfach vorbestrafte Franz Neumann ist ein Fahrradmarder. Vor einiger Zeit trug er in ein Fahrradgeschäft auf den Weinbergen einen alten Regenstirn zur Reparatur. Als er auf die Straße trat, sah er einen jungen Mann, der ein repariertes Rad abliefern wollte. Neumann „sah“ sich das Rad auf ein paar Minuten aus und fuhr davon. Er war aber so unglück, einen Freund in das Geschäft um den Schirm zu schicken. Auf diese Weise wurde er ermittelt. Da er inzwischen wegen eines Fahrraddiebstahls schon abgeurteilt war, erhielt er eine Zusatzstrafe von vier Monaten.

### Ja, die Herren Militärärzte . . .

Pilsen, 20. Dezember. Vor dem Divisionsgericht in Pilsen fand vor einiger Zeit ein Prozeß statt, der ein ganz merkwürdiges Licht auf die Art der Behandlung kranker Soldaten und auf die militärärztliche Gewissenhaftigkeit wirft. Angeklagt war ein Soldat des 31. Nr. 18 in Pilsen wegen Verletzung der Disziplin und Nichtbefolgung eines Befehls der Vorgesetzten. Der Soldat ließ sich angeblich ein Vergehen dadurch zuschulden kommen, daß er eines Tages, da man in voller Marschadjustierung von einer Übung zurückkehrte, er nicht imstande war, mit den anderen Soldaten Schritt zu halten, weil er noch eine Kiste Handgranaten tragen mußte. Als er von seinem Vorgesetzten zur Rede gestellt wurde, bestritt er sich über Unwohlsein und eine Magenleibheit. Der Vorgesetzte ließ ihm das Gewehr abnehmen, aber der Soldat mußte statt dessen eine zweite Kiste voller Handgranaten tragen. Der Soldat blieb während des Marsches nun wieder einige Schritte hinter der Kolonne zurück. Der Vorgesetzte gab nun Befehl, ihm den Tornister abzunehmen, dafür aber gab er ihm — ein Maschinengewehr und die Signalfahnen zu tragen! Da eine so merkwürdige Erleichterung, die in Wirklichkeit eine bedenkliche Gewichtszugabe war, natürlich dem kranken Soldaten nichts nützte, so blieb er weiter hinter den anderen um ein paar Schritte zurück. Der Herr Vorgesetzte mutmaßte nämlich, daß es sich um „einen Stimulanten“ handle, der der Dienstansforderung vollkommen entsprechen könne.

Daher wurde er wegen der oben erwähnten „Verbrehen“ vor das Militärdivisionsgericht gestellt. Die Militärärzte, die ihn untersuchten, erklärten, daß der Angeklagte „war an einem Magenleiden litt, ja sogar eine erhöhte Temperatur hatte, aber daß er die volle Last tragen konnte.“ Auf Grund dieser wirklich prachtvollen Diagnose, die es verdiente, ins goldene Buch der tschechischen Armee ein-

getragen zu werden, erhielt der Soldat eine Strafe von vier Monaten schweren Kerkers. Gegen dieses Urteil brachte der Rechtsvertreter des Soldaten die Nichtigkeitbeschwerde ein, in welcher er darauf hinwies, daß in der ärztlichen Diagnose der Soldat als krank anerkannt wurde, ja sogar Fieber konstatiert worden war, und trotzdem der Herr Doktor der Ansicht ist, daß der Soldat eine Traglast von 41 Kilogramm tragen könnte.

Das Oberste Militärgericht war einsichtig genug, dieses ungläubliche Urteil aufzuheben und eine neue Verhandlung anzuordnen. Allerdings heißt es in der Begründung, daß die Militärärzte nicht das wirkliche Gewicht, das der Soldat schleppen mußte, sondern ein Minimalgewicht zum Maßstab genommen haben.

Auf Grund des neuen Verfahrens und nach Anhörung neuer Sachverständiger wurde der Soldat freigesprochen. In der Begründung heißt es, daß der Soldat bei seinem Gesundheitszustand eine Last von 41 Kilogramm unmöglich ertragen konnte, wenn er hinter der Kompanie zurückblieb, so geschah das aus körperlicher Schwäche und nicht aus dem Grunde, dem Befehl nicht Folge leisten zu wollen. Es wäre nur interessant, zu erfahren, was mit dem Herrn Vorgesetzten, der dem Soldaten eine noch schwerere Traglast aufbürdete und dem weisen Militärarzt geschehen wird.

## Turnen und Sport.

### Warum wir werden müssen!

Dem „Arbeiter-Turner und Sportler“ in H. S. A. entnehmen wir nachstehende zeitgemäße Sätze, die für europäische Verhältnisse gleichwohl zutreffen und besondere Beachtung verdienen.

Stellt man ohne Voreingenommenheit seine Beobachtung an, nicht man sich unter die Klagen geossen und betrachtet vom Standpunkt eines kerngesunden Sport- und Spiel liebenden Menschen einmal seine lieben Arbeitsbrüder und Schwestern, da kommt einem so langsam das Grauen an. Der weibliche Teil verhäutet mit Puder und Schminke die Schwundluchtsfahne, läßt aber an Hals, Armen und Beinen noch erkennen, wie weit Giftstoffe und Krankheitserreger in einem Körper mit ihrem Zerstörungswerk voran sind.

Die Männer stehen keinesfalls besser. Der geringste Wechsel im Wetter zeigt uns ihre Gebrechen an, durch die Kleidung, welche sie zu tragen pflegen. Tag für Tag sieht man diese Klagengeossen, ob heiß, ob kalt, bei Regen oder Wind entweder bildlos in dicke Sweater oder Mäntel eingehüllt, in tiefen Jügen die Zigarette rauchend, oder gar am Badestrande mit Winterjade angetan den sengenden Sonnenstrahlen zu entgehen, während der untere Körperteil, Hosen und Höschen, von der bishigen Seilerei erschauert. Kranthafter Zustand, Ermüddungserscheinungen, rheumatische Schmerzen in den Gliedern und Gelenken, nachlässige Haltung, Gedanklosigkeit über solchen Zustand.

Die vornehmste Aufgabe ist es, unsern Klagengeossen zu zeigen, daß es Mittel gibt, die Volksgesundheit zu heben und die sogar noch im vorgeschrittenen Stadium heilkräftig den Zerstörungsprozeß aufhalten und somit von höchster Bedeutung sind.

Das sind die Leibesübungen, Turnen, Sport, Spiel und Schwimmen auf vollstündiger Art, ohne Refordjagerei und nationaler Eifersucht, gepaart mit Klassenpaß und Personenkult.

Der Arbeiterportler will nun alle von der zwingenden Notwendigkeit der Leibesübungen überzeugen. Die Leibesübungen sollen den Menschen in seiner Gesamtheit beeinflussen. Körper und Geist müssen harmonisch zusammenarbeiten und kann auch nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen.

Die Körperkultur ist deshalb auch kein vom Leben abgeordnetes Gebiet, sondern organischer Teil des Lebens und für die Arbeiterklasse auch ein Teil Klassenkampf. Darum wird auch gesprochen von einer proletarischen Körperkultur. Sie hat den Zweck, das Klassenbewußtsein der arbeitenden Bevölkerung zu stärken und gute gesunde Kräfte in den Dienst des Klassenkampfes zu stellen; also den wirtschaftlichen Kampf der Arbeiterklasse, welcher gleichzeitig in die politische Kampflinie drängt, aktiv zu unterstützen. Die proletarische Körperkultur, deren rosthose Durchführung allerdings erst nach Eroberung der wirtschaftlichen und politischen Macht möglich ist, ist demnach ein Wegbereiter der Arbeiterbewegung zu ihrer Befreiung.

### Unser Ziel ist: „Die Freiheit, unsere Lösung: „Nach dich frei!“

Davon sind leider noch weite Kreise der gewerkschaftlich und politisch organisierten Arbeiterklasse nicht durchdrungen.

Sie sehen nur Unvollkommenheiten, Auswüchse, Ueberreibungen oder gar Schäden, allgemein nur die Schattenseiten und sehen nicht, aber unterschätzen das Gute, die Lichtseiten. Der Pessimismus ist nur berechtigt bei den einzelnen Arten der bürgerlichen und berrüchlichen Sporterei, die oft rein sensationell eingestellt ist. Hier kann man mit Recht von wirklichen Auswüchsen sprechen, die alles andere sind, als wahre Körperkultur im Dienste der Volksgesundheit, welche die Arbeiter als wahre Körperkultur im Dienste der Sportler sich zum Ziele gesetzt haben.

Leider huldigen noch viele Arbeiter dem bürgerlichen Sport, dem nationalen Turnen mit einem Strich in die kapitalistische Gesellschaftsordnung, aber sind überhaupt dort Mitglieder. Sie erkennen nicht die Gefahr, welche ihnen droht, wenn sie von der bürgerlichen Ideologie erfaßt werden. Eine noch größere Gefahr sind die von den Berrüchlichen errichteten Sportabteilungen, aber in beiden Arten bergen sie in ihren Reihen den schärfsten Gegner der Klassen-

**Bekannt**  
zu werden ist das Ziel  
jedes Geschäftsmannes. Es  
**wird**  
Ihr Betreiben sein müssen,  
dafür zu sorgen, daß  
**Ihr Name**  
bei den Kunden haften  
bleibt. Dies erreichen Sie  
**durch gute**  
zielbewußte Werbung durch  
öftere Einschaltung von  
**Inserate**  
in unserem Blatte.

bewußten Arbeiterhosi und darum muß auch ihnen der Kampf angefohrt werden.  
Rein Gewerkschafter, kein politisch organisierter Arbeiter hat das Recht, einem gegnerischen bürgerlichen Verein oder Klub anzugehören, will er nicht als Verräter seiner Klasse bezeichnet werden. Wir betrachten uns als ein Glied der proletarischen Gesamtarbeiterbewegung, was jene ablehnen.  
An euch alle, Genossen und Genossinnen, ergeht der Ruf: „Macht euch frei! Kommt zu uns!“

### Internationale Arbeiterporttagungen.

Nach dem Kongreß der Luzerner Sportinternationale in Helsinki werden erstmals der internationale technische Hauptauschuss, die internationale technische Fachauschüsse und das Internationale Büro zusammengetreten. Tagungsort ist vom 5. bis 9. Jänner 1928 die Arbeiter-Turn- und Sportschule in Leipzig.

Der internationale technische Hauptauschuss wird zum nächsten Arbeiter-Olympia in Wien und zur Frage des Berufssportlerturn Stellung nehmen. Das Büro der Luzerner Sportinternationale wird die Durchführung der Beschlüsse von Helsinki beraten und auch zur Frage einer neuen Verbindung mit Rußland Stellung nehmen. Man wird auch die großen Landesfeste für die Jahre 1928 bis 1930 festlegen, um ein Zusammenfallen zu vermeiden.

Am 5. Jänner findet in der Arbeiter-Turn- und Sportschule in Leipzig eine Sitzung des internationalen Leichtathletikausschusses statt. In diesem Ausschuss ist Lettland, Finnland, Frankreich, Tschechoslowakei und Deutschland vertreten. Die Sitzung beschäftigt sich unter anderem mit der Anerkennung internationaler Höchstleistungen, Ausgestaltung internationaler Wettkämpfe und der Olympiade 1931 in Wien.

### 2. Bundesfest 1929 der deutschen Arbeiterportler und Turner in Nürnberg.

Die Feste des Arbeitersports sind Feste der Massen, sind wichtige Demonstrationen für Körperkultur und Sozialismus. Das 1. Bundesfest in Leipzig 1922, das internationale Arbeiter-Turn- und Sportfest in Prag 1927 und das erste Arbeiter-Olympia 1925 in Frankfurt waren Beispiele hierfür. — Zum 1. Bundesfest in Leipzig 1922: 100.000 Teilnehmer, 66 Sonderzüge aus dem ganzen Reich, 28 Empfangskommissionen, 13.000 Ausländer, 16.000 Freiübungsturner, 5000 Turnerinnen bei starkem Unwetter, 1500 Föhnen, 1200 Genossen im Wohnungsausflug, 1200 Ordnungskräfte. Der Leipziger Polizeipräsident äußerte sich nach dem Fest: „Wenn ich die Disziplin der Arbeiterportler vorher gekannt hätte, dann wären die Schutzleute für die Festtage beurlaubt worden.“ — Beim 1. Arbeiter-Olympia in Frankfurt a. M. 1925: Achtliche Zuhlen an Massenentnahme. Einzug der Nationen in das Stadion, rote Fahnen ringsum. Die Internationale des Arbeitersports schritt im Festzuge durch die Stadt. 40.000 sangen gemeinsam das Kampflied. Höchstgefeuerte Begeisterung der Hunderttausende. Sportrat Dör schrieb: „Die Arbeiterolympiade war eine Kulturart ersten Ranges.“ — Das Bundesfest 1929 in Nürnberg muß Leipzig und Frankfurt übertreffen. Die Vorarbeiten dazu sind im Gange.

### Gedenkbuch der tschechoslowakischen Arbeiter-Olympiade.

Der tschechische Arbeiter-Turnverband (D.T.C.) bereitet die Herausgabe eines Gedenkbuches der 11. Arbeiter-Olympiade in Prag vor, in welchem in Wort und Bild der gesamte Verlauf dieses Arbeiter-Festest und auch ihre interessanten Vorbereitungen festgehalten werden sollen. Das Werk wird durch seinen Umfang das Album der 1. Arbeiter-Olympiade 1921 weit übertreffen. Es ist in vier große Hefte zu 16 Seiten Text und 16 Seiten Illustrationen eingeteilt, welche auf vornehmem Papier gedruckt werden. Außerdem wird jedes Heft zwei Beilagen beinhalten, welche mit der vollkommensten Reproduktionstechnik durchgeführt sein werden, davon eine mehrfarbig. Der Subscriptionspreis eines Heftes beträgt 10 Kr., das ganze Werk wird im Buchhandel circa 50 Kr. kosten. Bestellungen sind zu richten an: Svaz D.T.C., Prag II, Hyberbiska 7.



Morgen kommt der Weihnachtsmann, bringt uns schöne Gaben! Trommeln, Pfeifen, Schießgewehre...

Das Fest des Friedens, der Verbrüderung, der Freude soll Weihnachten nicht nur nach dem christlichen Ritus, sondern nach altem Volksglauben und uralter Sehnsucht der Völker sein; das Fest der Kinder vor allem, der heranwachsenden Generation, die aus der reinen Freude des Weihnachtsfestes Nutzen für das ganze Leben ziehen, mit Liebe und Verfehlung erfüllt werden soll.



Los, Kanonen und Bleisoldaten. Schilderhäuschen und vor allem die Heldengeschichten der Kriegszeit, die militaristische Propagandaliteratur, die in die Köpfe der Kinder schon das Gift der Völkerverhetzung pflanzt.

Freilich, die Buben spielten und spielen noch heute gern mit diesen Dingen, lesen mit heißen Wangen die Kriegsgeschichten, schlagen Schächter mit ihren Zinnsoldaten und Kanonen, schmücken sich mit Helm und Säbel, weil ihrer kindlichen Phantasie all das berauschend schön und romantisch erscheint. Wir wissen heute, daß die Kinder in ihrer geistigen Entwicklung alle Phasen durchlaufen, die ihre „Art“, also die ganze Menschheit, im Laufe ihres kulturellen Aufstiegs überwinden mußte.

„Der Streit um den Sergeanten Grischa.“

Das Ereignis des Weltkriegs war und bleibt so gewaltig und bei gigantischem Ausmaß so millionenschuldig, daß es einer künstlerischen Jahraufzählung bedürfte, um Geist und Seele über Nutzen und Seelenlosigkeit dieses Geschehens in einem Kunstwerk vollendet zu erfassen. Was ist verständlicher als daß die Kunst sich bisher kaum imstande sah, ihrer Aufgabe als schöpferische Nachgestalterin des Weltkriegsgrausens genügend nachzukommen?

Und wenn wir jetzt, wie wohl im gehörigen Abstand insbesondere vom Werke Karl Kraus' das sich schon in der Form als einseitig und unvollständig darstellt, ein drittes Werk als dennoch durch-

Jahren über seine ausstirrenden Reigungen hinaus. Es ist die Aufgabe der Erziehung, die schlechten Charaktereigenschaften zu überwinden, die guten Anlagen zu entwickeln. Viele Menschen bleiben zeitlebens Tierquälerei, die Freude am Schlachten, Martern und Töten der Tiere, am Jagen und Angeln, an totem Sport und an der Bivokation haben. Auf den medizinischen Beschäftigten der Universitäten, in den höchsten gesellschaftlichen Stellungen wie bei manchen schlichten Köchin oder bei einem einfachen Zehlführer, findet man dann die Anlage zum Tier- (und weißt auch zum Menschen-) Quälerei in gleicher Weise ausgebildet, weil diese Menschen schlecht erzogen wurden.

Und nun erleben wir sogar eine Modernisierung des Soldatenspiels. Schon werden Kinder-Strahlhelme auf den Markt gebracht, bald werden wir Gasmasken, Flammenwerfer, Tanks und Minenwerfer unter dem Christbaum sehen, auf den dann allerdings, wie es kürzlich ein nationalsozialistisches Blatt forderte, das Hakenkreuz, das Symbol des Mordes, statt des Sterns von Bethlehem gehört!

Blut strömte und füllte die Gräben. Massengräber wuchsen auf fremdem Boden. Hunger und Tod suchten in der Heimat ihre Opfer. Krieg! Mord! Wassermord! Und trotzdem: Soldatenspieler! Noch können nicht genug Tote an! Ein Bastionszug von Krüppeln und Halb-toten aus den Kasernen und Helmen würde die Kinder lebend machen. Wollen wir's erst so weit kommen lassen?

aus in die erste Reihe gehörig nennen. So ist damit gewiß die höchste Bewunderung einer Leistung ausgesprochen. Diese Wertung gilt dem neuen Roman Arnold Zweig's „Der Streit um den Sergeanten Grischa.“

Der Kern der Fabel: Der russische Sergeant Grischa entflieht der deutschen Kriegsgefangenschaft. Das heißt: er sucht zu entfliehen, wird aber nach abenteuerlich wildem Wadlleben abgefaßt. Unglücklicherweise hat ein Weib das er in den Tagen der Flucht kennen und lieben lernte ihn in guter Absicht beredet den Namen eines verstorbenen Russen anzunehmen. Indem er sich um keine Spur zu verwahren, einen falschen Namen beilegt, gerät er in den Verdacht der Spionage und wird zum Tode verurteilt. Nun nennt er seinen wahren Namen. Divisionsgeneral und Kriegsverdächtiger nehmen sich seiner an, fordern Aufhebung des Todesurteils. Aber die Kriegsmaschine in Person eines allmächtigen Armeekommandanten zerschmettert die arme Kreatur unschuldig wird er zum Tode geführt.

Doch diese „Anhaltensgabe“ vermag von der Größe dieses Romans etwa nur so einen Begriff zu geben wie die Aufzählung der Leitmotive von einer Symphonie alle Zehnminuten des Kriegs anerkennend vor uns in diesem Buch: das ohnmächtige weltumspannende Weiden unter dem Zwang der Waffen und Uniformen, alle nelegmäßige Grausamkeit

Soldatenspieler bekämpfen durch diese grausig-wirkliche Abschreckung? Nein! Noch hoffen wir den falschen Heldengeist und die verderbliche Kriegsgestimmung aus den Herzen und Seelen unserer Kinder und Jugendlichen durch erzieherische Mittel beseitigen zu können, noch geben wir nicht die berechtigte Hoffnung auf, daß auch in diesen Kindern ein Funke Menschlichkeit glimmt, den wir zur heiligen Flamme entfachen können.

Deshalb aber fort mit allen soldatischen Spielereien, mit Zinnsoldaten, Schwert und Helm, hinweg mit der militaristischen Vergiftung der kindlichen Seele, und laßt nicht mehr das gefährliche Spiel vom Morden, Schlachten und Siegen! Noch lebt die Wirklichkeit des Krieges erschütternd in uns. Vergeßt dieses blutiggrausige Erlebnis nicht, damit über eure Kinder nicht auch gerichtet wird! Seid eurer Verantwortung gegenüber den Kindern und der kommenden Generation voll bewußt! Denn vom Holzäbel zum Bajonett, vom Spiel zum Mord ist es nicht mehr weit! Das lehrt uns der Krieg!

Wir lernen noch mehr! Bunte Hefte über Krieg, Mord und Heldentum verachten. Alljährlich kaufen die Eltern ihren Kindern Bücher zu Weihnachten.

Eltern, kauft erst in die Bücher hinein, überzeugt euch erst von dem Geist des

Kleinigkeiten.

Von Jean Paul. Vernt Liebe.

Und, ihr Eltern, laßt lieben, so braucht ihr keine zehn Gebote, — laßt lieben, so hat euer Kind ein reiches, gemessenes Leben; denn der Mensch gewinnt (ist diese Vergleichen hier erlaubt) wie Oesterreich seine Länder nur durch Vermählen und büßt sie ein durch Kriege, — laßt lieben im Jahrhundert, das der Eisonat der Zeit ist, und das leichter alles andere erobert als ein Herz durch ein Herz, — laßt lieben, damit ihr selber eintritt, wenn eure Augen alt sind und die Blide halb erloschen, um euren Anstehen und euer Sterbebette statt des gierigen Eis- und Erbblides ängstliche, verteilte Augen antrefft, die das erhaltende Leben anwärmen und euch das Dunkel eurer letzten Stunde mit dem Danke für ihre erste erlebten. — Laßt lieben, sagte ich, das heißt: liebt!

Wärme- und Kälteentwicklung aus anderen Menschen.

Wie wenig braucht der Mensch Wärme und Kälte, um sie dem anderen mitzuteilen, um sich und ihn heller oder trübe zu machen. Der Morgen wandelt Reis zu Tau, der Abend Tau zu Reis.

Buches, kauft niemals die sogenannten Jugendbücher, die heldisch von den Kriegen erzählen, Schicksale behandeln, die Sprecher für Kriege sind, sondern legt euren Kindern nur solche gute



Bücher unter den Weihnachtsbaum, die vom Guten im Menschen handeln, scharfe Anklage gegen den Krieg führen und die Kinder stillschuldig empfinden zu einer Befinnung, die später notwendig einmünden muß in die sozialistische Lebensanschauung.

Wer es irgendwie kann, sollte sich in unterer Parteibuchhandlung umsehen.

Mensch, willst du der Morgen oder der Abend sein, unter Wolkesteinen oder auf Schnee wandeln?

Die leidenden Kinder.

Die Kirche nennt die Kinder als die ersten Märtyrer des Christentums, nämlich die von Herodes ermordeten. Aber noch sind die armen Kinder die ersten Märtyrer in der Welt, wie man ihnen das Christentum predigt — ferner in der Ehe zwischen unglücklich oder moralisch-franken Gatten — und die Märtyrer der meisten Kenntnisse D, schafft die Tränen der Kinder ab! Das lange Regnen in die Wägen ist so schädlich!

Liebt und Ehr, Mann und Weib im Sprichwort.

Ein aufgezogener Auk ist wie ein Hühnerauge am Fuß.

Einen Mann von Faum jagt der Wind über den Faum.

Der Mann das Haupt, die Frau die Krone.

Des Mannes Ehr schön; das Weib.

Ein Frauenhaar zieht stärker als ein Bloedenen.

des Militarismus, das Spiel der weltwirtschaftlichen und der national-imperialistischen Gewalt mit Leben und Seele des Einzelnen, dessen untermenschenliche Ernüchterung nicht geringer dadurch wird, daß Millionen um ihn Dastelbe oder Rehnliches erdulden müssen. Offiziers- und Unteroffiziersgeist wird vor uns wieder lebendig und seine Verwerflichkeit drängt sich um so deutlicher und fürchterlicher auf, als in ein paar Gegenständen das misshandelte, vertriebene, zu Tode gehetzte wahre Menschentum sich repräsentiert, dem das Buch ein Triumph geblüht ist. Die Hauptgestalten des Buches sind so echt und stark gezeichnet, daß die Jünger sich einprägen, als hätte man ihre Träger selbsthaft gefasst. Am neben dem Heiden und Wärtner Gilla dem sich unter Herz von ersten Augenblick verbindet, nur einige zu nennen: die fast urwilde Babka mit ihrer weckerhaft gezeichneten elementaren Liebe zu Grischa mit ihrer hemmungslosen Opferfähigkeit, eine unbeflegte Kämpferin, der man fast den Namen einer proletarischen Senore beilegen könnte; dann Ezzelenz von Uchov der Soldat „vom alten Schrot und Korn“ der sich als Diener dieses ohne Rest von Besittung mordenden Militarismus als sehr am Platz erkennen muß; der Wärtner, der das brutale menschenverachtende Erberertum verkörpert und der mit innerer Notwendigkeit jede menschliche Regung, die nicht der Eroberung selbst dient, abzuwehrt. Im Wärtner stehen fast ausnahmslos alle Figuren, die der Dichter geschaffen

oder seinem Erlebnis nachgezeichnet hat, im Stritt um den Sergeanten Grischa auf Seiten des Rechts, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit: der forche Oberleutnant Winfried nicht minder als der jüdische Kriegsverdächtiger Posnanski, der durch die Kriegsgewalt vom Schriftsteller zum Militärkrieger degraderte Bertin, die beiden Sanitätschwesteren Barbe und Sophie, jeder einzelne aus der Masse der deutschen Soldaten die den russischen Kameraden bewachen — sie alle fühlen klar oder unklar mit dem Opfer verbunden zu helfen oder zu möchten doch helfen. Und müssen ohnmächtig zur Seite treten vor den Riesentrüben der Maschine, die mit dem Blut dieser wie der Millionen Menschen sich speist, um immer wieder bei Kraft für ihre immer neue Mutarbeit sich zu erhalten.

Leben und Tod des Kriegsgefangenen Grischa sind unbergänglich ergreifend gestaltet, aber von bewunderter Künstlerhand nur gezeichnet, damit um jeden Punkt das Chaos begreifbar werde das da voll Gewalt und Gemeinheit, zu Ruh und Frommen der sozialistischen Hölle entsetzt wurde. Mit dem Hirn und Herzen eines großen Menschen und Dichters geschriebene Anklage gegen Krieg und Kapitalismus ist dieses Werk, in dessen Hintergrund Abrechnung, Befreiung, Revolution weiterleuchten. Wir wünschen daß es aus Arbeiterbüchereien von Hand zu Hand wandere und daß, wer immer es vernag, es zu dauerndem Besitze erwerbe.



# Die Indianerinnen

Skizze  
von Henri Barbusse.

„Die an jenem Morgen in Queretaro die Post erwartenden Reisenden haben verwegen genug aus“, sagte José Santander — und die Augen des reichen Mexikaners blühten feurig auf, während seine violette Zunge über die schokoladenbraunen Lippen fuhr.

„Uebrigens waren es keine männlichen Reisenden, sondern weibliche — und was schlimmer: Indianerinnen... Ich war, wie ich bemerken möchte, damals noch Schüler, hatte Ferien, und mein Vater, ein furchtbar strenger Mann, zwang mich, um mich aufzumuntern — trotzdem wir reich waren — mich der französischen Expedition anzuschließen. Ich spreche also nicht von gestern“, erklärte der alte Mexikaner; dabei lachte er, daß eine Träne aus seinen schlüßelnden Augen nieder-rann und man in seinem dunklen Mund die ebenso dunklen, mit Goldspitzen durchsetzten Zähne sehen konnte. „Und wenn ich noch hundert Jahre leben sollte — wie werde ich die Meer-satungsgeschichte vergessen, die auf die Abfahrt der Post an der Posada „Zum Kreuz“ warteten.“

Es waren acht; sie hatten breite Schultern — das bewies, daß sie eine Abart der lokalen Rasse, die „von den Bäumen herabgestiegen war“, verkörperten. Das Weiße ihrer Augen nach stark von dem gelben Teint ab, der wie Sittensleder ausfiel, sie suchten, zusammengedrängt in einer Ecke, wo es nach rozigem Öl roch, ihre Gesichter zu verbergen. Ohne Zweifel dachten sie als echte Indianerinnen, daß ihre Hüfte, die ihnen von den Ahnen vererbt waren, welche — in den oberen Stockwerken der jungtürkischen Wälder — unter freiem Himmel logierten, nicht von jedem beliebigen Passanten in Augenschein genommen werden dürften. Ich fügte hinzu, daß sie, verschwenderisch mit Hals- und Brusttüchern ausgestattet, brennendrote, aigürgrüne und zitronengelbe Kleider trugen und mit Gemüse vollge-pfropfte Körbe in den Händen hielten.

So sah die Ladung aus, welche der Vater Jacobo — das heißt Jakob — in seiner alten Karette von Queretaro nach Mexiko hinüber-schaffen sollte.

Die Indianerfrauen hatten natürlich ein starkes Interesse, an diesem Morgen mit den Maultieren des Vaters Jacobo befördert zu werden; denn alle Welt wußte, daß die Reise nichts weniger als ungefährlich war. Ein kleines, aber sehr aktives Element der Bevölkerung (ich meine das Brigantentum) hatte die wirren Zeit-verhältnisse und die durch die Ausladung der fran-zösischen Militär entstandene Unruhe ausgenützt, um seiner Industrie eine rationelle Entwicklung und einen günstigen Aufschwung zu geben. Banden belästigten planmäßig die Landschaften unserer schönen Heimat, und unter den Gebieten, wo diese Herren ihre dreifachen Vertreter verteilt hatten, gab es kein schlimmeres, als das, welches wir durchqueren mußten. Hatte ich ihnen gesagt, daß ich mit zu den Reisenden gehörte? Ich werde Sie später darüber aufklären, weshalb ich an diesem Morgen meine Person den Maultieren Jacobos anvertraute.

Das geradezu endemisch — epidemisch auf-tretende Banditenwesen war eine allgemein be-kannte Tatsache, und einige Maulaffen feilhaltende Tagediebe stülten — wie die christlichen Herren mit den Gemütskränzen wiederholt darauf aufmerksam zu machen. Ich sagte „exotisch“, weil die Indianer in unserem Land — neben den Mitgliedern sehr reicher und vornehmer Familien, wie ich — schlimmer als Fremde angesehen werden, da sie — ich wiederhole es — ihre Her-kunft von ihnen ableiten, die sich von Zweig zu Zweig vor den Jägern durch ihre Behendigkeit gerettet haben.)

Die malignen Edenther suchten also den monströsen Zweifelstern klar zu machen, daß sie vor Eintreffen an der Station San Martino del Cabo gute Aussichten hätten, ihre Habe an Ge-müße und Früchten, sogar an Kleidern — und noch wertvollere Schätze — in den Händen der energischen Bentler zu lassen. Aber sie wußten wohl, daß sie ihre Zeit verloren; denn niemals ändern ein Indianer oder eine Indianerin ihre Ansichten. Das wenig hebedolle Vorbild die-ser Mahner war nur, diese riesigen Affinnen zu erschrecken, und das gelang, wenn man Schlüsse daraus zog, daß die Augen dieser abschaulichen wilden Weiber immer heftiger rollten und sie ihre Gesichter zitternd verdeckten — wie die Ma-degassinnen (sagt man) ihre Arme und die Euro-päerinnen (sagt man) ihre Anie den Blicken zu entziehen trachten.

In einer ungeheuren Staubwolke und mit dem Lärm vieler klingelnder Schellen langte end-lich die Dilligence an. Die acht Niesinnen, die zugleich mit Affen und Pavagien Neugierigkeit hatten, drängten sich hastig hinein. Und ich folgte

ihnen mutig und setzte mich neben diese Proze-ssion prähistorischer Mammoelber.

Wie in den Romanen ging alles zuerst gut. Dann erscholl plötzlich ein Schrei. Ein Eck brach zusammen und der Wagen neigte sich vornüber wie ein Schiff, das Wasser schmeckt... ein un-erwarteter Haltepunkt. Ein bestürztes Grollen zeigte sich auf den Gesichtern der wie in einem Käfig zusammengepferchten wilden Weiber. Auf seinem Aufschub sich erhebend, gestikulierende Ra-cobo und rief die Nacht des „Dios“ an — dann war er wie durch einen Zauber verschwunden. Sein Abgang erlaubte mir, festzustellen, daß der Postillon sich schon vorher aus dem Staube ge-macht hatte.

Dieses Zeichen — mehr noch als das Bild der Landschaft — belehrte uns, daß wir in San Martino del Cabo, dem Urheilort, der Bri-gantanstation, angekommen waren.

Unser Scheitern an diesem verfluchten Kreuz-weg hatte ohne Zweifel der Verrat Jacobos, die-ses Salunke, veranlaßt. Ich zitterte vor Wut: die Physiognomie dieser alten Kanaille hätte mich warnen sollen. Dummkopf, der ich war! Ich knirschte mit den Zähnen; aber es blieb uns wei-ter nichts übrig, als zu fluchen und zu warten, bis diese Talmi-Caballeros kämen, um uns gründlich auszuraubern.

Auf alle Fälle mußten wir zunächst aus die-ser Höderfiste heraus. Ich gab das den India-nerinnen durch deutliche Zeichen zu verstehen: sie glückten, ihre Blide flogen nach allen Seiten; dann krochen sie mühsam, schwerfällig aus dem gestrandeten Behälter heraus.



Kaum standen wir nebeneinander auf der Straße, da erschänten wir unsere Wölfe, die hinter Entaluppen hervorkamen...

Die Nase im Wind, unter Waffengeklapper, mit Augen, die wie Kohlenflut brannten, und Haaren, die wie schwarzgefärbt ausfielen, kamen sie in langer Reihe angeköpft.

Es waren ihrer sechs. Wir neun, die In-dianerinnen und ich. So näherten sie sich und... Da! Ein Theatercoup! Unsere bunten Kleider fielen herunter, unsere Hüfte flogen da-von, die Bärte erschienen, unsere Hände schmil-ken Pistolen, Säbel verlängerten unsere Arme, wir werfen uns — alle neun, meine ganze Korporal-schaft wie ein einziger Mann auf die Gauner und fluchen in reinem Spanisch und Französisch.

Es ist überflüssig zu sagen, daß wir sie mit Pistolenschüssen und Säbelstichen bis in die andre Welt jagten, bevor sie Zeit fanden, sich ihrer Stutzen zu bedienen, die an ihrem Hals wie Feldhörner hingen. Und das war die Kriegslust, die sich unser Sergeant ausgedacht hatte.

Der einzige, der dem Wasserker entkam, wurde dreimal gefängt: einmal bei jedem Halt. Dreimal nur; denn beim dritten Mal war die Wade etwas angetrunken und sie hing ihn nicht zur rechten Zeit ab — was uns nicht gestattete, ihn weiter mitzuführen.

„Ach, der Krieg bietet unbergeliche An-regungen! Neben Sie mit nicht von den Zer-störungen des Friedens! Was sind daneben die Programme der Theater!“

José Santander wickelte sich die Schweiß-perlen von der sahl-roten Lederhaut seiner Stirn, schlug auf die schwere Goldkette, die seine Uhr festhielt und dann öffnete er genießerisch die Kiste, in der ungeheurer Zigaretten — groß wie marinierter Perlinge — nebeneinander lagerten. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Johannes Kunde.

## Bereinsnachrichten.

### „Urania“.

Heute, halb 11 Uhr: „Schweden“, Groß-Kulturfilm. Uraufführung. Von Stockholm bis nach Lappland. Das Auge bewundert die Schönheit und Großartigkeit des Landes. Wiederholung: morgen, Montag, halb 11 Uhr.

Heute, 3 Uhr: Urania-Puppentheater: „Alein Gretel und das Christkind“. Ein reizendes Weihnachtsmärchen in glänzender neuer Ausstattung. Vorher: „Märchen“ mit Lichtbildern, erzählt von Erwine Foh. Wiederholung: morgen, Montag, halb 11 Uhr. Karten 4 und 5 K.

„Das Tierparadies“, Hagenbeck-Kulturfilm. Mittwoch, 8. Uhr. Jugendveranstaltung für die fleißigen Schüler. Karten 3 und 4 K.

„Der Wilde“. Einl. Vortrag: Emil Huder, Direktor der „Urania“. Mittwoch, 8. Uhr. Vorlesung der „Florentinischen Tragödie“ mit verteilten Rollen. Karten 3 und 4 K.

„Alt-Prag“ mit zahlreichen, teils farbigen Licht-bildern. Dr. E. Lieben. Donnerstag, 9., 8 Uhr. Die Altstadt, das jüdische Ghetto und viele andere halb vergessene Sehenswürdigkeiten. Karten 3—5 K.

### „Bran-Urania-Rino“.

„Auferstehung“. Ein Film von ganz erhabener, mächtigster Schönheit. Ein Film, der Weiterfolg erzielt. Die Leistungen von Rod la Rocque und Dolores del Rio sind höchst lebendigt! Bran-Urania-Rino, heute und morgen 3, halb 6 und 8 Uhr. Sonst täglich halb 6 und 8 Uhr. Zweischlag-gasse. T. 20420.

Unterhaltendes Silbesterprogramm im Bran-Urania-Rino! Beginn 10 1/2 Uhr. Die besten Komiker: Sid Chaplin und Buster Keaton in Paraderollen! „Sid Chaplins Abenteuer“ und „Frigo als Privatdetektiv“. Dazu: Tomhola, Mitternachtsprogramm und „Allerlei Filmkurzweil“. Karten: Uraniaabfasse.

### Mitteilungen aus dem Publikum.

Große Theaterredoute „Winternachtsraum“ am 18. Jänner 1928 im Lucernsaale zugunsten der pensionierten Künstler des Deutschen Landes-theaters (Zollisten Pension). 5140

Der Maskenball der Union der Geschäfts-reisenden und Vertreter in Prag findet am 10. März 1928 im großen Lucernsaale unter der Devise: „Lebende Reflektoren“ statt. Infolge großem Interesse für diese Veranstaltung empfiehlt es sich, Reflektationen, Voten- und Tischormerlungen bereits jetzt an die „Union“, Prag II, Jungmannova 29, zu richten. 5253

## Kunt und Willen.

### Cosima Wagner.

Alfred Einstein schreibt im „Berliner Tage-blatt“:

Am ersten Weihnachtstage wird Cosima Wagner, die Tochter Wlts, die Gattin Hans v. Bülow's und Richard Wagners, neunzig Jahre alt. Die Tochter Wlts, die Gattin Wagners! Man muß sich das ganz klar machen, um der Mythos der Existenz dieser Frau völlig zu begreifen. Der Vergleich mit Titus, der im Grabe lebt, der die Anfänge des Weltwunders noch gesehen hat, liegt zu nahe, als daß er an diesem Tage nicht viel-sach gezogen werden müßte.

Diese Frau ist Gegenstand höchster Verehrung, gesteigert bis zum widerlichsten Hyzantismus, und leidenschaftlichen Hasses gewesen. Gleichgültig war sie niemand. Das Drama, durch das sie zuerst von sich reden machte, geht niemand etwas an, nachdem der Hauptbeteiligte, der stets die geistige Ueberlegen-heit seiner Frau anerkannt hat, nachdem Hans v. Bülow mit einer geradezu hispanischen Ritterlichkeit den Schlüssel zum darunter gelehrt hat. Sie hat die dämonische Energie, mit der sie Wagners Gattin wurde, auch darauf verwandt, Wagners Gattin zu sein; Bayreuth ist praktisch schon zu Bayreuth Wagners zum guten Teil ihr Werk, und wird es ganz nach Wagners Tod. Die Größe des Entschlus-ses, drei Jahre nach Wagners Tod die Festspiele wieder aufzunehmen und zwar mit einem neuen Werk („Tristan“) ist heute kaum mehr zu ermessen: zwanzig Jahre, bis 1906, hat sie die Hügel in der Hand gehabt, hat den eigentlichen „Festspielwert“ noch die „Meistersinger“ (1888), „Lohengrin“ (1891), „Siegfried“ (1894), „Holländer“ (1901), hin-zugefügt; sie hat den Bayreuther Festspielwagen willkürlich, starrsinnig, nicht immer sachgemäß, ge-leitet (denn im Grunde verstand sie nichts von Musik); aber gefahren ist er immer. Wie hat diese Frau begriffen, daß Wagner Besitz der Nation geworden war, ihr blieb er immer ihr Eigentum, Eigentum der Familie; an ihr liegt es, daß es eine orthodoxe Wagnergläubigkeit eines Häufleins von Kornbanten, und eine allgemeine Erkenntnis, eine Verehrung Wagners auf Grund von Kenntnis und Erkenntnis gibt. Die Zeit wird und muß kommen, da auch Bayreuth eine Angelegenheit der Nation wird. Cosima Wagner und ihr Geist hat das Kom-men dieser Zeit nach Kräften verzögert, aber sie hat es auch ermöglicht. Und das wird ihr die Nation niemals vergessen; es ist ihr geschichtliches, ewiges Verdienst.

Der 100. Geburtstag von Victor Hugo wurde in Paris durch eine Versammlung von Tausenden im Riesenraum des Trocadero gefeiert. Diese öffent-liche Feier brach über den Rahmen einer literari-schen und nationalen Würdigung des Dichters hin-aus das Gesicht einer großen und kulturpolitischen

## VERLANGET UEBERALL



Kundgebung und einer betont freundlichen Geste gegenüber Deutschland. Neben dem Minister Herriot sollten Rudyard Kipling, Vasco Ybanez und Heinrich Mann sprechen. Kipling war verhindert. Die Rede von Ybanez wurde zu einer literarischen Verherrlichung des großen französischen Dichters. Als Heinrich Mann aufstand, um zu sprechen, wurde er von Tausenden mit sponta-nem Händeklatschen begrüßt, und seine Rede wurde immer wieder durch ganz besonders starken Beifall unterbrochen, der oftmals fast demonstra-tiven Charakter annahm. Demonstrationen, die wohl durchaus nicht dem Dichter Heinrich Mann galten (dessen Werke einem großen Teil der sehr populären Versammlung gar nicht bekannt sein werden), son-dern dem Vertreter des geistigen Deutschland, der hier sein ausgezeichnetes literarisches und kultur-politisches Bekenntnis zu dem Dichter-Republikaner und Europäer Hugo ablegte, zu dem Hugo, der da-mals als erster schon von den Vereinigten Staaten von Europa gesprochen hat. Herriot's Rede war politisch. Sie unterstrich mit vielen herzlichen Wor-ten von dem gebildeten, Augen, beherztesten Teil der Deutschen, die den Idealismus Schillers und den Geist Kant's erzeugt hätten, die europäische Bedeu-tung Hugos. Sprach Herriot Gutes über Deutsch-land, so leute jedesmal herzlicher Beifall ein. Man sollte solche Kundgebungen bei der ganz zwanglosen Zusammenkunft der Teilnehmer an der öffentlichen Feier doch nicht unterlassen.

Wiener Burgtheater und Opernhaus als Stadt-theater? Der Riesenbetrieb der beiden berühmten Wiener Bühnen Burg und Opernhaus mit ihrem Fundus von 36 Millionen Schilling, mit ihren 787 Angestellten und 459 Arbeitern und einem Zuschuh-bedarf pro 1926 von beinahe 55 Millionen (mehr als 20 Millionen österreichischer Kronen) sind für die beschränkten österreichischen Finanzen, je länger, je mehr, eine Last. Aber selbst die relativ hohe Staats-hilfe genügt nicht mehr, Betrieb und Leistungen der beiden Institute stagnieren. Diese Situation ist während der Budgetdebatte im Gemeinderat ein-gehend besprochen worden, mit dem Resultat, daß Stadtrat Genosse Breiterer im Namen der Ge-meinde Wien verknüpfte, wenn dem Bund die Last der Theater zu groß werde, so sei die Gemeinde bere-it, für die zwei ehemaligen Hofbühnen großzügig zu sorgen. Noch mehr — Breiterer deutete an, daß die Gemeinde Wien unter Umständen bereit wäre, die Bundestheater ganz zu übernehmen.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Sonntag, halb 3 Uhr: „Trill-Trill“. 7 Uhr: „Lady Hamilton“. Montag, halb 3 Uhr: „Trill-Trill“. 7 Uhr: „Lady Hamilton“. Dienstag: „Fra Diavolo“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Sonntag, 3 Uhr: „Dilly-Polly“. Halb 8 Uhr: „Du wirst mich heiraten“. Montag, 3 Uhr: „Du wirst mich heiraten“. Halb 8 Uhr: „Du wirst mich heiraten“. Dienstag: „Dilly-Polly“.

Spielplan des tschechischen Nationaltheaters. Sonntag, nachmittags: „Verkaufte Braut“. Abends: „Der Jakobiner“. Montag, nachmittags: „Weihnachtsraum“. — „Die Puppenfee“. Abends: „Dalibor“. Dienstag: „Der Jakobiner“. Mittwoch, nachmittags: „Car-men“. Abends: „Zwischen tanzenden Kleidern“. Donnerstag: „Zanahäuter“. Freitag: „Der Jakobiner“. Samstag, nachmittags: „Jar und Zimmermann“. Abends: „Herr Twardowski“. Nachts: „Unser Herr Pfarrer“. Sonntag, nachmittags: „Die Teufelskath“. Abends: „Die Teufelswand“. Montag: „Zwischen tanzenden Kleidern“. Dienstag: „Der Jakobiner“. Mittwoch, nachmittags: „Weihnachtsraum“. — „Die Puppenfee“. Abends: „Raymonde“.

Spielplan des Ständetheaters. Sonntag, nachmittags: „Lady Windermers Fächer“. Abends: „A. u. A.“. Montag, nachmittags: „Unser Herr Pfarrer“. Abends: „Auf den Meeren“. Dienstag: „Der Bau“. Mittwoch, nachmittags: „Unser Herr Pfarrer“. Abends: „Fra Diavolo“. Donnerstag: „Auf den Meeren“. Freitag: „Der Vater des Großvaters“. Nachts: „Advolatin Polbecova“. Sonntag, nachmittags: „Gibt es die große Liebe auf der Welt?“. Abends: „Schöpfer Adam“. Montag: „Der Wildschütz“. Dienst-tag: „Der Vater des Großvaters“. Mitt-woch, nachmittags: „Auf den Meeren“. Abends: „Der Bau“.

Die Briefe von Eddard Geleg. Frau Rina Geleg, die Witwe des berühmten norwegischen Komponisten, hat die sämtlichen Briefe ihres Gatten in ihre eigenen Briefe in 28 verriegelten Paketen der öffentlichen Bibliothek in Bergen geschenkt. Die Pakete, die viele hunderte Briefe von und an Geleg und seine Frau enthalten und erst nach dem Tode der Witwe geöffnet werden sollen, dürften manches wertvolle musikalisch-historische Material enthalten.

**Wintermäntel**  
für Kinder, Knaben und Mädchen  
Ski-Drees nach Norweger Art.



**HIRSCH**  
PRAG, Železná 14

**Billige böhm. Bettfedern!**



1 kg graue gute Halbschlößfedern 15 Kč, bessere Qualität 18 Kč, halbweiße schlösser 20, 22 Kč, weiße flaumige geschlossene 25, 30, 35 Kč, bessere 40, 50 Kč, feinstes Halbflaum-Herrschaltschlöß 60, 70, 80, 90 Kč. Versende jedes beliebige Quantum von 5 kg an franko. Versand gegen Nachnahme, Umtausch gestattet oder Geld retour. Ausführl. Preisliste kostenlos.

**S. BENISCH IN PRAG XII.**  
Americká ulice Nr. 26/3.

**WALDES & KO.**  
Paris Dresden New York  
Prag XIII.



**Druckknöpfe „Koh-i-noor“ Waldes.**

Steck- und Sicherheitsnadeln, Haarnadeln, Strick- und Häkelnadeln, Fingerhüte, Haken und Äugen.

Automatische Patent-Nessknöpfe „Tart“, „Lora“, „Cosmos“, „Giclie“.

Zigarettenpapier u. Hälser „Waldes Adler“

Sämtliche Waldes Erzeugnisse enthalten wertvolle Gewinn-Anteilscheine! Verlangen Sie kostenlose Zusendung des illustrierten Geschenk-Kataloges.

Schöne, weiche Hände erzielen sie nur durch Benutzung von

**„PANAX“ Toilette - Vaseline.**

Wirkt speziell nach dem Waschen mit warmem Wasser. Feinst parfümiert mit Flieder, Malvölken, Rosen und Vollrosegarnur.

1 kleine Dose K 130  
1 große Dose K 3.-

In jeder Apotheke, Drogerie und Parfümerie zu haben.

Erzeugt von

**Fr. Vitek & Co.**  
Parfümerie Fabrik  
Prag II., Vodňáková 33.

**Schenkt Bücher zu jedem Fest!**

Reg. Schutzm. Pat. ang.

**„CELUS“ Dauerbrandöfen**



Herd- und Kaminheizungsanlagen mit Heizkraft von 80 bis 1250 m<sup>2</sup>.

! Bisher unerreichte Leistung!  
Rationalste Verwertung von Braun- und Steinkohle bei einfachster Bedienung!  
Vollkommenste Verbrennung der Rauchgase!  
Keine Rauchentwicklung!  
Garantierter Dauerbrand von 8 bis 24 Stunden!  
Größte erzielbare Ersparnis an Kohle.

**Gavenswerke Brünn Kumpowitz**  
Neugasse 3-5.  
Telegraphadr.: Gavens Brunn, Tel. Nr. 4134.

General-Vertretung für Böhmen für **CELUS-Öfen:**  
**LENZ & Comp.,**  
PRAHA II., Panská 3, Passage.  
Telephon 84400.

**Brüder Tauber**  
Weingrohandlung  
**Prag-Vysočan**

In- und ausländische Weine in reichster Auswahl. Spezialität: Besonders gelegte Flaschenweine.

**Grand Café-Restaurant und Bar**

**NIZZA**

Alles neu renoviert.  
In der Bar Zigeunercapelle.  
Offen bis 3 Uhr früh Eintritt frei.  
Telephon Nr. 50823 u. 52278

**Kuh & Kretsch**

Erzeugung sämtlicher feiner Liquore, Rum und Brandy etc. sowie alkoholfreier Getränke

**Teplitz-Schönau**

Engros-Verkauf im Hofgebäude  
Büro I. Stock  
Eingang durch den Hansflur.

Verlangen Sie in jeder Verkaufsstelle des Konsumvereines **SELCHWAREN** der Firma **HEGNER & Cie., PILSEN**

Selchwaren der Fa. HEGNER & Cie., PILSEN. **SIND DIE ALLERBESTEN!**

**800.000 und alle zufrieden!**

Soviele CORONA-Besitzer gibt es heute schon auf der ganzen Welt. Eine solche Beliebtheit muß verdient sein.



**CORONA**

verdient sie in vollem Maße. Sie ist zwar eine kleine Maschine, aber so genial konstruiert, daß sie alles wie irgend eine große Maschine leistet. Wenn 800.000 CORONA-Besitzer zufrieden sind, dann werden auch Sie zufrieden sein.

Sie hat alle Eigenschaften der großen Maschinen, ausgenommen den Preis. Selbsttätige Farbbandumschaltung, freibiege Tastatur, gleich lange Typenhebel, Tastenauslöser usw.

Verlangen Sie mit nebenstehend. Kupon die illustrierte Broschüre.

Senden Sie mir eine illustrierte Broschüre Nr. 33 über die CORONA, deren Annahme mich jedoch zu nichts verpflichtet.

GIBIAN & Co., Prag-Lecerna.

Name: \_\_\_\_\_  
Adresse: \_\_\_\_\_

**Inserieren Sie im Sozialdemokrat!**

**Volksversicherungsanstalt „ČECHOZLAVIA“ Aktien-Gesellschaft**

(im eigenen Hause) **in PRAG II.,** Krakovská č. 5.

Aktien-Kapital . . . . . Kč 4,000.000.—  
Reserven und Fonde rund Kč 35,000.000.—

Telephon-Nr.: 24829, 27079.

Vollführt alle Arten von Versicherungen zu günstigsten Bedingungen und Taxen.

**Hypoteční banka Česká**  
(früher Hypothekbank des Königreiches Böhmen.)  
Prag II., Havlíčkovo náměstí.

**Landesanstalt**  
Postscheckamt-Konto 9888. Telegramm-Adresse: Hypoteční banka.

**Darlehen**  
in 500 und 600 Pfundbriefen auf in Böhmen liegende Realitäten und Zinshäuser. Der ursprünglich festgesetzte Zinsfuß der Darlehen kann nicht erhöht werden. Die Darlehen sind seitens der Bank grundsätzlich unkündbar und in Annuitäten zahlbar.

**Einlagen**  
auf Einlagebücher und auf laufende Rechnungen zu günstigsten Bedingungen.

**Ein- und Verkauf**  
aller an der Prager Börse gelisteten Effekten und Staatskassascheine.

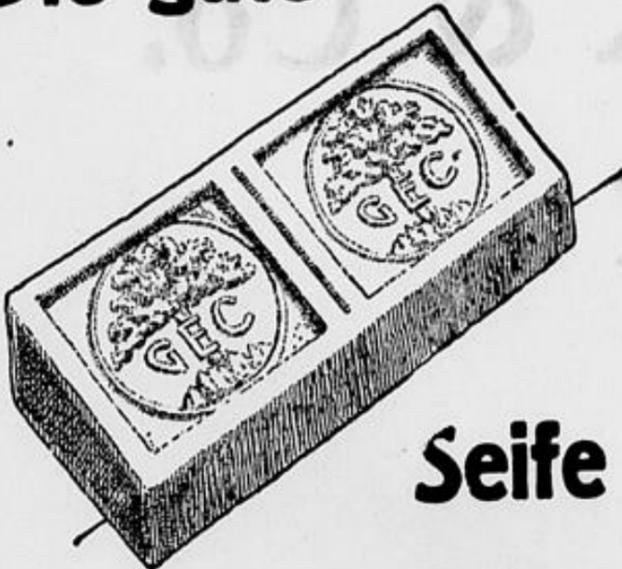
**Lombard von Effekten** **Wechselkonten**  
für Geldinstitute.

**Inkasso**  
von Kupons und verlosenen Effekten.

**Überweisungen, Verwahrung u. Verwaltung**  
von Effekten gegen mäßige Depositengebühr.

Für sämtliche Verbindlichkeiten der Bank haftet das Land Böhmen.  
Für die Slowakei und Podkarpaten Rus Filiale in Bratislava, Štefánikova 7, Verwaltung in Košice.

**Die gute**



**Seife**

nur in Konsumvereinen erhältlich



# Zemská banka

(früher Landesbank des Königreiches Böhmen)  
Zentrale Prag - Filiale Bratislava

Alle Bank- und Börsen-Transaktionen. — Geldeinlagen in laufender Rechnung, gegen Einlagsbüchel und Kassenscheine. — Langfristige Kommunal-, Meliorations-, Eisenbahn- und Hypothekendarlehen, Baukredite. — Emission von Schuldscheinen mit der Haftung des Landes Böhmen, in der Slowakei und in Karpathorusland mit Staatsgarantie. Individuelle Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren, getrennt von den eigenen Beständen und den Wertpapieren dritter Personen. — Sicherheits-Stahlschrankfächer-Vermietung.

43.28

# Böhmische Industrial-Bank

Aktienkapital und Reservfonds Kč 295.000.000.—.

ZENTRALE IN PRAG I., NA PŘÍKOPĚ 35.

Filialen in:

Aussig, Benešov, Beroun, Bodenbach, Böhm.-Krumau, Bratislava, Brno, Břeclav, Čáslav, České Budějovice, České Velenice, Český Těšín, Domažlice, Dvůr Králové n. L., Freudental, Friedland i. B., Gablonz a. N., Hodonín, Hradec Králové, Iglau, Jindřichův Hradec, Karlsbad, Kladno, Klatovy, Komotau, Košice, Kutná Hora, Laibach, Louny, Mähr.-Trübau, Místek, Mladá Boleslav, Moravská Ostrava, Morchenstern, Náchod, Nový Bohumín, Olomouc, Pardubice, Plzeň, Přerov, Příbram, Rakovník, Roudnice n. L., Semily, Strakonice, Sternberg i. M., Tábor, Troppau, Uherské Hradiště, Ústí n. Orł., Vysoké Mýto, Vyškov, Weipert, Znaim, Zwittau.

Exposituren in:

Prag VII. (Holešovice), Štrossmayerovo nám. 976, Prag VIII. (Libeň), Královská tř. 890, Kgl. Weinberge, Rubešova 21, Smíchov, Štefanikova tř. 43, und Žižkov, Husova tř. 45 n.

Bahnhof-Wechseltuben in:

Bratislava und České Velenice.

Durchführung aller Bank-, Börsen- u. Wechselgeschäfte. Kreditbriefe auf alle Plätze des In- und Auslandes.

# Allgemeine Genossenschafts-Bank

(Všobecná družstevní banka)

Bredauer Gasse 910-4n. **PRAG II.** (neben der Hauptpost).  
Telephone: 22751-5.

Exposituren:

4770

Brünn, „U Solnice“ Nr. 3 n. Mährisch-Ostrau, „Hornický dům“

Durchführung aller Bankgeschäfte.  
Kreditbriefe für das Ausland, namentlich für Rußland.  
Einlagen auf Einlagsbüchel und in laufender Rechnung. - Lose gegen Barzahlung und auf Raten. - Verkaufsstelle der tschechoslow. Klassenlotterie. - Vermietung von Schließfächern (Safes). - Eigenes Panzergewölbe.

# BANKHAUS PETSCHKE & Co.

PRAG II.,  
BREDOVSKÁ 18.



TELEGRAMM-ADRESSE: PETSCHKEKOMP